# Der Mensch

oder

Darstellung aller Völker der bekannten Erde.

Erster Band.

Crefeld,
bei Abraham ter Meer,
1806.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

H. G. hum.
216m

m

Algebr. hr. 2x6 m - 1,1/2

~~Medic.
Anthrop.
p. 371~~

# Der
# Mensch
## wie er erscheint
## oder
## Darstellung aller Völker
## der bekannten Erde

von

Mart. Stuart.

---

Aus dem Holländischen.

---

Mit Vorrede und Anmerkungen

von

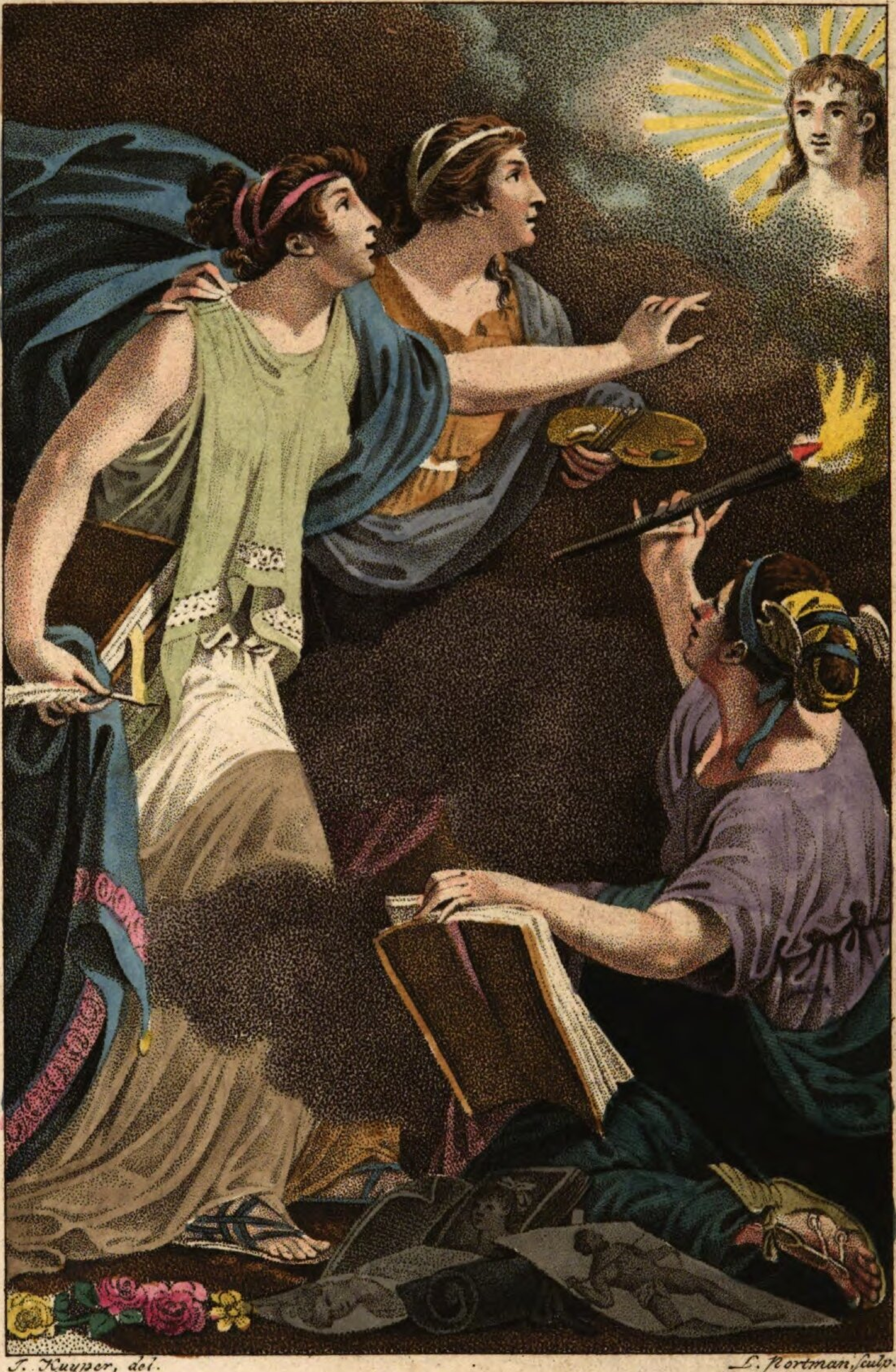
Prof. Froriep.

---

Erster Band, erstes Heft.

---

Crefeld,
bei Abraham ter Meer,
1806.



J. Kuyper, del. L. Portman, sculp.

# Der Mensch

Erster Band

Crefeld
bei Abr. ter Meer
1805

# Vorrede.

In jedem Zeitalter schmeichelte man sich in der Kenntniß der Natur weiter gekommen zu seyn, als es wohl eigentlich der Fall war. Nie begnügte man sich mit dem, was man durch die Beobachtung erkannte, nie mit dem, was die sinnliche Erkenntniß der Natur lehrte. Immer bestrebte man sich etwas aufzustellen, was man Gesetze der Natur nannte! Man wählte abwechselnd bald einen mathematischen, bald einen physikalischen, bald einen chemischen Gesichtspunkt, je nachdem der Naturforscher mehr Mathematiker oder sogenannter Physiker

oder Chemiker war; man benutzte alle Hülfsmittel des Verstandes und der Phantasie, um den verschiedenen Hypothesen Eingang zu verschaffen: allein man gewann damit nichts, als vielleicht eine etwas längere Dauer dieser oder jener Hypothese, die immer über kurz oder lang durch eine andere neuere verdrängt wurde.

In dem immer fortdauernden Streite der Meinungen erhält sich nur die Beobachtung der Dinge, wie sie erscheinen, unverändert; obgleich man auch über die Zuverläßigkeit der sinnlichen Erkenntniß Zweifel aufgestellt hat.

Die Natur, wie sie erscheint, ist Gegenstand der Naturgeschichte im Allgemeinen. Gewöhnlich denkt man bei dem Begriff einer Naturgeschichte nur sehr wenig an den Menschen, fertigt das Kapitel, welches ihn behandelt, mit einigen physiologischen und

psychologischen Fragmenten ab; und doch ist es unstreitig das wichtigste, da es das vollkommenste Produkt der Natur zum Gegenstande hat.

Die Naturgeschichte des Menschen existirt nur in einzelnen und einseitigen Beiträgen; als wissenschaftliches Ganze, nach allen den Seiten bearbeitet, nach welchen der Mensch in dem wirklichen Leben erscheint, ist sie noch nicht geliefert. Daß sie auch je so bearbeitet werden werde, ist kaum zu erwarten; da die Mannigfaltigkeit jener Seiten so sehr groß und in der That unerschöpflich ist.

Damit man einsehe, was in einer vollständigen Naturgeschichte des Menschen etwa geleistet werden müßte, und an den Verfasser des vorliegenden Werkes keine unbilligen Forderungen mache; wollen wir hier die Hauptmomente einer solchen Bearbeitung der allgemeinen Na-

turgeschichte des Menschen anzudeuten versuchen. Es gehört dahin:

1. Die Verschiedenheit des physischen und geistigen Lebens des Menschen, also eine vollständige Physiologie und Psychologie.

2. Die Verschiedenheit des harmonischen Gleichgewichtes und Zusammenwirkens aller physischen und psychischen Verrichtungen des Menschen und die Störung dieses Gleichgewichtes. Sie gibt zunächst das Verhältniß an, in welchem der Mensch mit der auf ihn einwirkenden Natur überhaupt steht.

3. Die Verschiedenheit des Alters und des Geschlechtes; diese ist einzeln zum Theil vortrefflich bearbeitet.

4. Die Verschiedenheit des Charakters, des Temperamentes, der Stimmung, der Liebhaberei u. s. w. und andere durch mancherlei Umstände bestimmte Eigenschaften.

5. Die Verschiedenheit der Beschäftigung des Menschen, oder Welt- und Staatsbürgers, d. h. die Verschiedenheit der Objekte, worauf die Thätigkeit des Menschen wirkt; die natürlich mannigfach zurückwirken muß.

6. Die Verschiedenheit der Menschen in den verschiedenen Zeitepochen. — Hierüber besitzen wir, Dank sey es der Universalgeschichte, schon die wünschenswerthesten Thatsachen, die nur unter allgemeinere und naturhistorische Uebersichten gebracht werden müssen.

7. Die nationelle Verschiedenheit der Menschen. Diese Verschiedenheit ist gewiß eine der interessantesten und nothwendigsten Abtheilungen in der Naturgeschichte des Menschen. Sie ist es, welche der Verfasser des vorliegenden Werkes sich zum Gegenstand seiner Bearbeitung wählte. Er entwickelt in der Einleitung die Absichten, die er bei der Zusammenstellung dieser Gegenstände der Naturgeschichte des Menschen hatte.

Der Verfasser sucht, so viel als möglich, alle Außenseiten des Menschen, nach den nationellen Verschiedenheiten, neben einander zu stellen, und hebt, um diese Absicht völlig zu erreichen, dasjenige heraus, was den verschiedenen Nationen und Menschen-Rassen eigenthümlich zukommt, zeigt das Schwankende der Annahme einer durchaus bestimmten Verschiedenheit

der Rassen, und gibt zugleich eine detaillirte Charakteristik der verschiedenen Nationen.

Die conzentrirte Form ist unstreitig ein besonderer Vorzug dieses Werkes, da es immer einen bedeutenden Aufwand von Zeit und Geld erfordert, um sich die nöthigen Notizen über diese Gegenstände aus den verschiedenen Reisebeschreibungen zusammen zu lesen, und da es dem, der sich diese Notizen verschaffen will, mehr um einen Ueberblick, als um detaillirte Kenntniß, zu thun ist. Dazu kommt, daß die Reisebeschreibungen gewöhnlich mit einer Masse anderer naturhistorischer Beobachtungen angefüllt sind; so daß gewöhnlich der Naturgeschichte des Menschen nur ein kleines Plätzchen eingeräumt ist. Sehr viele reisende sogenannte Naturforscher vernachlässigen auch wohl den Menschen ganz und gar, und sind zufrieden, wenn sie nur Thiere, Pflanzen oder Mineralien beschreiben und sammeln, und sich, durch

neue, vorher noch nicht bekannte, Species verewigen können! Ja selbst bei eigens zur Erweiterung der Naturkunde ausgesandten Reisegesellschaften, wird ein Beobachter des Menschen nur geduldet; selten aufgefordert, nie besonders dazu angestellt. So hatte die in Paris existirende Société de l'observateur de l'homme, bei Gelegenheit der unter Kommando des Kapitain Baudin unternommenen Reise, der Französischen Regierung vorgeschlagen, eins ihrer Mitglieder zur Erweiterung der Naturgeschichte des Menschen der Reisegesellschaft beizugeben; dieser Vorschlag wurde aber nicht angenommen, obgleich einer der Mitreisenden ausschließlich zur Beobachtung der Weich-Würmer angestellt war! Dieß alles und der Umstand, daß von manchem Reisebeschreiber in die Naturgeschichte des Menschen so sehr leicht Fabeln und Irrthümer aufgenommen werden, macht das Unternehmen des Verfassers, aus den besten Reisebeschreibungen die Naturge-

schichte des Menschen zusammen zu stellen, äußerst brauchbar und Dankens werth; um so mehr, da er allenthalben seine mit Vorsicht gewählten Gewährsmänner citirt hat.

Durch die dieser deutschen Bearbeitung des Werkes hinzugefügten Anmerkungen soll hie und da eine kleine Lücke ausgefüllt, Neues hinzugesetzt, einiges berichtiget werden und so das Werk wenigstens nicht an Brauchbarkeit verlieren.

# Einleitung.

„Der Mensch, wie er erscheint, und nicht wie er ist." Dieser Unterschied, so gering er manchem auf den ersten Anblick auch vorkommen möchte, ist in der That sehr groß. — Für das Erste ist die einfache Beschreibung des Menschen in Ansehung seiner Gestalt und Lebensart, seiner Sitten und Gebräuche hinreichend; das Andere würde eine genaue und vollständige Darstellung desselben nach seinen Kräften, Fähigkeiten und Zwecken, so wie seiner sittlichen Würde erfordern. Zu dem Einen brauchen wir bloß glaubwürdige Berichte aufmerksamer und verständiger Reisenden; für das Andere sind alle bisherigen Resultate physiologischer, anatomischer, philosophischer und moralischer Untersuchungen unzulänglich, und werden es auch wohl immer bleiben: so lange die vollkommne Kenntniß des Menschen, obgleich Pope sie mit Recht des Menschen wahres Studium nennt, das ausschließliche Eigenthum der Allwissenheit ist.

Der neuste Naturhistoriker des Menschen (1) ist ungewiß, ob er ein eigenes Geschlecht ausmache, und behauptet nach allem, was vorzüglich Blumenbach in dieser Rücksicht für immer dargethan zu haben schien, daß wenigstens dieses Geschlecht mehrere Arten habe, deren mannigfaltige und doch bestimmte Verschiedenheiten die Unmöglichkeit ihrer gemeinschaftlichen Abkunft von einem einzigen Paare beweise.

Betrachtet man die anatomischen Tafeln des menschlichen Körpers, so möge man erstaunen über die enthüllten Geheimnisse unserer Organisation; man möge das Licht des letztern Jahrhunderts, welches einem Hunter, Monro, Cheselden und Mascagne die innersten Tiefen der Natur entdeckte, (2) dankbar anerkennen, und vorzüglich das Andenken unseres Camper (3) segnen, der

---

(1) *Virey Hist. Nat. du genre humain*, *T.* 1, *pag.* 148-179 und 200-207. *Paris.* *An IX.*

(2) Karl der V that an die Theologen zu Salamanka die Frage: ob es erlaubt sey, den menschlichen Körper zu zergliedern? — *Morey Dict. Hist. Art. Vesal.* — In dem 17ten Jahrhundert wenigstens sah der Pöbel die Zergliederung des menschlichen Körpers noch für eine Sünde an. — Siehe F. Ruisch's Leben in *Algemeen Magazyn van Wetenshap, Konst en Smaak*, 4ter Theil, Pag. 456-457. *(a)* S. die Anmerkungen am Ende des Heftes.

(3) P. Camper. Kurzer Bericht über die Zergliederung verschiedener Orang-Utange, Amsterdam 1778, und naturhistorische Abhandlung über den Orang-

uns von der Erniedrigung des Monboddo befreite, den abscheulichen Orang-Utang unsern Bruder zu nennen. — Allein *(b)* wie vieles bleibt hier noch immer dem bestgewaffneten Auge verborgen, wie vieles, das die geschickteste Hand mit den feinsten Werkzeugen nicht zu zerlegen vermag z. B. die Röhrchen der Muskelfasern mit der darin enthaltenen Feuchtigkeit. Von andern Theilen, welche durch ihre Größe auffallen, wie das wurmförmige Eingeweide, ist die Funktion oder der Nutzen, wie sich einige ausdrücken, noch immer ein Räthsel, und der Uebergang des Mechanischen in das Vernünftige, so wie die eigentliche Wirkungsart des Willens, wird uns wohl ein ewiges Geheimniß bleiben; so daß uns die Anatomie gerade da, wo sie uns den Menschen nicht bloß unterscheiden, sondern kennen lehren und erklären müßte, gänzlich verläßt.

Die Philosophie, die schon früh den bescheidneren Nahmen einer Sucherinn, nicht einer Besitzerinn der Wahrheit annahm, fand bisher noch immer Ursache genug, den Ausspruch des Delphischen Orakels, welcher der Erkenntniß der eigenen Unwissenheit das Lob der größten Weisheit ertheilte, zu verehren; und nie setzte sie dem menschlichen Erkenntnißvermögen richtigere, aber auch engere Grenzen, als in unsern Tagen, da sie jedem Verehrer einer Metaphysik, deren Gehalt und Nutzen freilich schon früher bezweifelt worden, warnend zuruft: „O Mensch, wer du auch seyst, lüge nie, weder in deinem Herzen noch vor An-

---

Utang. Amsterdam 1782. — *Lord Monboddo of the origin and progress of language. T. I, p. 175.*

dern, indem du da, wo von deinem eigenen Geiste, seiner Freiheit und Unsterblichkeit die Rede ist, ein Wissen vorgibst, das dir nicht zukommt!“ Wer demungeachtet auf die Frage, was der Mensch eigentlich, in philosophischem Sinne, sey, eine bestimmte Antwort begehrt, der sehe, ob ihn Hobbes (1) befriedigt, wenn er ihn zum Sklaven eines blinden Mechanismus macht, und keine andere Bande der menschlichen Gesellschaft, als Furcht und Interesse, keine andere Triebfedern des menschlichen Wirkens, als Lust und Vortheil, anerkennt; ja er erschrecke nicht, wenn sogar ein Freiheitsliebender Priestley (2) alle moralische Freiheit einer philosophischen Naturnothwendigkeit unterwirft.

Die Moral endlich, obgleich jetzt von einer reinen Vernunft, die keinen fremden Einfluß in die Willensbestimmung anerkennt, auf den Thron erhoben, ertheilt nur Gesetze des Handelns, ohne dem Menschen ein Urtheil über die Lauterkeit seiner Motive zu gestatten; ja sie wagt es eben so wenig zu behaupten, als zu läugnen, daß in irgend einem Sterblichen je reine Tugend gewohnt habe. Nach ihren Prinzipien müssen daher auch alle Angaben von dem sittlichen Zustande der Menschen, so wie alle Urtheile über ihren eigentlichen Werth, sehr willkührlich scheinen, wie sie uns denn auch gewöhnlich mehr den heitreren und trüberen Sinn des Beobachters, als die Wirklichkeit zeigen. Die einzige Frage, welche die reinste

---

(1) *Th. Hobbes. Leviathan.*

(2) *J. Priestley. Disquisitions on matter and spirit. London 1777 und The doctrine of philosophical necessity illustrated -- London 1777.*

Sittenlehre beantwortet, ist nicht die, was der Mensch sey, sondern wornach er streben solle; und die richtigste Beantwortung derselben kann wohl unsere Sittlichkeit, nie aber unsere Menschenkenntniß befördern.

An den Dichter, dem die Philosophie selbst diesen erhabenen Nahmen gibt, er möge nun seine Ideale menschlicher Vollkommenheit in Worten, in Farben, oder in dem Steine ausprägen, wird ohnehin Niemand die Anforderung machen, den Menschen darzustellen, wie er ist. — Die Natur bringt nie einen Pythischen Apollo, die menschliche Gesellschaft nie einen Grandison hervor; sondern vielmehr so viel Unvollkommenes nach diesem idealischen Maßstabe, daß die Unvollkommenheit, obgleich unter den verschiedensten Formen, der Charakter des Menschen zu seyn scheinet.

Die Kenntniß des Menschen, wie er wirklich ist, so wie die eines jeden andern Naturwesens, ist und bleibt also eine Aufgabe die sich wohl durch Annäherung, nie aber absolut lösen läßt. Der einzige Weg zu diesem Ziele ist die genaueste Betrachtung des Menschen, so wie er überall, unter der verschiedensten äußeren Gestalt, und in den entgegengesetztesten Lebensweisen erscheint: und wenn auch auf diesem Wege eher die Völker- als die Menschenkunde befördert werden möchte, so muß doch auch diese immer dabei gewinnen; wenn bei allen diesen Untersuchungen das philosophische Auge beständig auf das gerichtet bleibt, was unter allen diesen Abweichungen und Widersprüchen, dennoch allen Menschen gemein ist.

Und gerade dieß ist die Tendenz dieses Werkes. Die Ausführung möge sich selbst aussprechen und rechtfertigen;

allein der Inhalt erfordert Einiges zur Empfehlung, und noch mehr zur Einleitung.

Er ist und bleibt stets derselbe, nämlich der Mensch, dieses Wesen, das in der ganzen Natur den Menschen am meisten interessirt: und sogar für höhrere Geister, wenn wir sie als Beschauer der Welt denken, vermöge seiner vernünftigen Natur, ein unendlich würdigerer Gegenstand der Betrachtung, als der Organismus der Pflanzen, oder der bloße Instinkt der Thiere, seyn muß. Denn der Mensch, so roh und ungebildet, ja so thierisch er auch immer seyn mag, führt doch überall Herrschaft über die Thiere; der aufgeklärte und gebildete aber, der die Entfernungen der Sterne mißt, der sich einen sicheren Pfad über den Rücken des Meeres bahnt, und ein Herr der Erde, die Kräfte der Natur zu seinem Dienste zwingt, ist unendlich mehr über den rohen Naturmenschen, als dieser über die Thiere erhaben. Daher kann sich der gebildete Sterbliche gewisser Maßen als ein höheres Wesen betrachten, das nicht nur das niedrige Heer der Geschöpfe mit einem Gefühl der Ueberlegenheit überschaut, sondern sogar auf sein eigenes Geschlecht den forschenden und würdigenden Blick zu richten vermag. Dieß ist und war von jeher das hohe Selbstgefühl des Philosophen, der sich seiner eigenen Menschheit gleichsam enthob, um, als reines Vernunftwesen, das Universum, und in demselben den Menschen nach seinen Anlagen und ihrer Entwicklung, seinen Thaten und Schicksalen, zu erkennen. Zwar verführte ihn eben dieses stolze Gefühl oft zu solchen Urtheilen über sein eigenes Geschlecht, welche nur der Allwissenheit zukommen; allein da gerade jetzt mehr als je die Philosophie selbst dieses erhabene Bewußtseyn anerkennt,

und zugleich vor aller Anmaßung sichert, darf dieses Werk dem ächten Philosophen den edelsten Genuß versprechen.

Die Ueberzeugung, daß ungeachtet aller Verschiedenheit, Menschen dennoch immer Menschen bleiben, und also die wesentlichen Grundzüge überall gemein haben müssen, bewog die Gesetzgeber der Vorwelt zu den weitläuftigsten Reisen, auf welchen sie, viele Völker und ihre Sitten sehend, einen Schatz von Erfahrungen sammelten, dem ihre Mitbürger Jahrhunderte hindurch ihre Wohlfahrt verdankten. Allein so ausgebreitet auch die Reisen des Pythagoras, dieses weisen Gesetzgebers der Griechen, für die damahlige Zeit gewesen seyn mögen; müssen sie uns doch jetzt sehr beschränkt erscheinen, wenn wir bedenken, welche abentheuerliche Begriffe sich die Alten von den heißen und kalten Erdzonen machten, und daß eine ganz neue Welt ihrer mangelhaften Schiffahrt verborgen blieb. Von denen, die in unsern Tagen zu Gesetzgebern der Völker ernannt werden, kann man unmöglich eine Erfahrung begehren, welche nur mit unendlichen Aufopferungen, vielem Zeitverlust und großer Gefahr erkauft wird; allein das läßt sich von denen, die einem solchen Rufe folgen, mit Recht erwarten, daß ihnen eine gewissenhafte Sammlung alles dessen, was in den besten Reisebeschreibungen über den Menschen interessantes zerstreut ist, ein willkommnes Geschenk seyn werde.

Gewiß ist es, daß das reine Sittengesetz seine Foderungen ganz allgemeingültig und schlechthin unbedingt ausspricht; allein es ist eben so unläugbar, daß weise Volkslehrer ihre Motive immer dem Charakter der Völ-

ker und Menschen anpassen müssen, um den Menschen, zum Besten des Staats, wenigstens anfänglich zur Rechtlichkeit, und dann zu reinerer Tugend, zu erheben.

Eben so ist zwar die Wahrheit selbst gewiß nicht abhängig von der verschiedenen Vorstellungsart der Menschen, sondern ewig und unveränderlich, wie das Wesen der Wesen; allein ihren jedesmahligen Vortrag nicht nach der so ungleichen Fähigkeit der Menschen richten zu wollen, dieses hieß den Schwachen vorsätzlich blenden, oder verwirren. Ganz anders handelten stets wohlthätige Aufklärer der Menschheit, deren Beispiel man nie würdig nachahmen kann, ohne eine Kenntniß, die den Verständigen von der einen Seite das Resultat seiner Bemühungen voraus berechnen lehrt, und ihn vor vielen Täuschungen und eitlen Hoffnungen sichert, während sie ihn von der andern allein in den Stand setzt, seinen Mitmenschen allen den Nutzen zu schaffen, dessen sie empfänglich sind.

Einleuchtend ist die Wichtigkeit dieses Werkes für das ganze Gebiet der schönen Künste, deren Hauptgegenstand doch immer der Mensch in seinen verschiedenen Erscheinungen ist, und also eine Kenntniß erfordert, welche der Künstler selbst ohne Zeitverlust und Geistesermüdung nicht aus den Quellen schöpfen kann, und deren Mangel den schönsten Werken das Gepräge der Wahrheit nimmt, ohne welches sie den Nichtkenner verwirren, den Kenner aber zurückstoßen. Man hat es für nöthig gehalten, die Gebräuche der Alten sorgfältig zu untersuchen, und genau zu beschreiben, weil man von dem Künstler selbst weder eine zum Verstehen ihrer Schriftsteller hinlängliche Sprach=

kenntniß, noch überhaupt die eigene Untersuchung alles dessen erwarten kann, worauf gelehrte Alterthumsforscher ihr ganzes Leben gewendet haben: und sollte also für diejenigen, welche in dem Modernen arbeiten wollen, eine ähnliche Vorarbeit, die ihnen eine ganze Bibliothek von Reisebeschreibungen ersparen kann, weniger erwünscht seyn? — Gewiß, ein solches Werk scheint ein wahres Bedürfniß geworden zu seyn, sowohl für den Redner und Dichter, als für den Mahler und Schauspieler; wenn sie alle den Menschen in seiner ganz eigenthümlichen Gestalt darstellen wollen.

Unterdessen werden sich einem jeden, der auch nur flüchtig den ganzen Umfang und Inhalt dieses Werks überblickt, wie es die verschiedensten Völker des Erdbodens nacheinander vorführt, wie von selbst, folgende Fragen entgegen drängen, deren vorläufige und vollständige Beantwortung sein Interesse für den ächten Naturforscher bestimmen muß. — „Grenzen nicht die rohsten und dümmsten Völker so nahe an die Thierheit, daß man den Menschen füglich als bloßen König der Thiere betrachten kann, und wäre es also nicht vernunftgemäß, ihn als ein bloß thierisches Wesen zu behandeln, das, wie unsere Hausthiere, nicht sowohl gebildet, als abgerichtet und tüchtig gemacht werden kann?" — „Sind wohl alle Menschen Wesen derselben Art, so daß, was von dem einen gilt, auch auf den andern anwendbar ist?" — „Woher endlich, wenn sie zu einer und derselben Gattung gehören, ihre große Verschiedenheit?" — Diese Fragen schienen den größten Naturforschern einer sorgfältigen Prüfung und ausführlichen Beantwortung werth, und ich halte es für unum=

gänglich nothwendig, das Wesentlichste ihrer Antwort hier zur Einleitung anzuführen.

Achtungswerth ist der Enthusiasmus, womit Lavater die reine Selbstständigkeit der menschlichen Nutur gegen diejenigen vertheidigt, die den Menschen zum Orang-Utang erniedrigen wollen, indem sie diesen zum Menschen erheben. „So wenig ein Thier ein Mensch werden kann, obgleich es in mancher Geschicklichkeit dem Menschen gleich kommt, oder ihn allenfalls übertrifft, so wenig wird ein Mensch ein Thier. — Kein Mensch hört auf, Mensch zu seyn, und wenn er noch so tief unter die Würde der Menschheit herabzusinken scheint. Menschheit bleibt immer Ehre und Zierde des Menschen (1)!"

Witzig ist die Wendung, die Forster diesem Streite gibt (2). Nachdem er die anatomischen Gründe für die Verschiedenheit des Menschen von den Thieren angeführt hat, fährt er folgender Maßen fort: „Doch ich halte mich schon zu lange bei einer ersthaften Widerlegung jenes verworfenen Satzes auf, daß Affen nur Abarten der Menschengattung sind, und es würde doch vergebens seyn, wenn ich alle hieher gehörige, dem Gelehrten so bekannte, so entscheidende Beweisgründe aufzählen wollte, da deren Auseinandersetzung unsern witzelnden Zeitgenossen viel zu mühsam und gründlich ist. Dem lächerlichen Streite an-

(1) L. Phys. Fragm.

(2) J. R. Forster. Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. S. 229 - 230. Berlin 1783.

gemessener wäre vielleicht jene, ihnen eigene Art des Beweises, wozu ich mich der dichterischen Schilderung unserer ersten Mutter bedienen könnte, die Milton so reizend entwirft." — „Wer ist's, der das unvergleichliche Geschöpf der Meisterhand, das Weib, so wunderschön gebildet, um den Reitz der ganzen Welt zu verdunkeln, oder vielmehr Inbegriff aller Schönheit zu seyn, durch den Zauber ihrer Blicke dem Herzen des Mannes noch ungefühlte Süßigkeit einzuflößen, und den Geist der holden Liebe durch die ganze Natur zu athmen." „Wer ist's, sage ich, der diese Grazie daherschwebend, den ganzen Himmel in ihrem Auge und in jeder ihrer Bewegungen die mächtige Liebe selbst erblickte: und fähig wäre, sie mit einer häßlichen, eckelhaften Aeffinn zu vergleichen?" Wer einen solchen Gedanken im Ernst vertheidigen wollte, verdiente, von den glänzenden Kreisen, wo Evens schöne Töchter erscheinen, gänzlich verbannt zu werden, und zur Strafe nur mit Orang-Utangen der Liebe zu pflegen!"

Allein Witz und Enthusiasmus bringen den besonnenen Gegner nicht zum schweigen. Eher ist er geneigt, sie als eine Art Nothwehr zu betrachten, zu der man nur in dem Gefühl sonstiger Schwäche greift. Ein Glück also, daß kaltblütige, scharf beobachtende, und genau vergleichende Forscher, die die menschliche und thierische Organisation gründlich untersuchten, die Sache, vorzüglich mit Rücksicht auf die dem Menschen ausschließend eigenen Seelenkräfte, mit Ernst und Ruhe geprüft haben.

Nicht immer jedoch war das Resultat einer solchen Prüfung ganz entscheidend, oft sogar äußerst schwankend.

Linné, der geboren zu seyn schien, die Grenzen der Naturreiche zu bestimmen, und ihre Produkte in Fächer zu ordnen, war nicht im Stande, ein ganz charakteristisches Kennzeichen aufzufinden, wodurch man den Menschen von allen andern Naturwesen unterscheiden konnte (1); allein Büffon, der dem Geiste seiner Zeit so unendlich weit überlegen, mit einem Blicke zusammenfaßte, worauf Andere theilweise starrten, zeigte deutlich, daß ein solches Starren den Blick nothwendig trüben und verwirren müsse (1), und benahm uns den schrecklichen Eindruck, den diese Erfahrung des Linné gemacht hatte. Auch Blumenbach, der den Unterschied zwischen den Thieren und dem Menschen am deutlichsten und vollständigsten entwickelt hat, fängt mit der bescheidenen und offenherzigen Erklärung an: „daß es viel leichter sey, durch bloße Wahrnehmung, die verschiedenen Thierarten zu erkennen, als ihre Unterscheidungszeichen bestimmt anzugeben (3).“

So liebenswürdig indessen eine solche Bescheidenheit seyn mag, darf sie uns doch keineswegs verhindern, die Sache sorgfältig zu untersuchen; auch hat Blumenbach selbst diese Ehrensache der Menschheit so kaltblütig als

---

(1) *Linnæus. Fauna suecica. In Præfat.*

(2) Ueber den methodischen und klassifizirenden Geist seiner Zeit spottend, sagt er von Linné: „Man muß wohl sehr auf das Klassifiziren erpicht seyn, um den Menschen und das Faulthier, den Affen und das Schildthier zusammen in eine Klasse menschförmiger Thiere zu setzen.“

(3) Blumenb. §. 1.

entscheidend vertheidigt. Büffon hatte gesagt: „Schon das Aeußere beweißt des Menschen Erhabenheit über alle lebendige Wesen; aufrecht geht er einher; seine Gestalt ist die eines Herrschers; sein Haupt ist dem Himmel zugewendet, und trägt auf dem edlen Antlitz das Gepräge seines hohen Ranges; aus seinem Gesichte spricht die Seele; seine edlere Natur durchdringt den Stoff, und belebt mit göttlichem Feuer die Züge seines Angesichtes; seine majestätische Gestalt, sein festes und stolzes Einherschreiten verkündigt seinen Adel und seine Würde; er berührt die Erde nur mit den äußersten Theilen seines Körpers, er sieht sie nur von weiten, und wie mit stolzer Verachtung; die Arme dienen ihm nicht zu Stützen seiner Körpermasse; seine Hände dürfen die Erde nicht betreten, und verlieren nicht durch stetes Reiben die Feinheit des Gefühls, dessen vorzüglichstes Werkzeug sie sind; sie sind zu edlerem Dienste bestimmt, die Befehle des Willens zu vollstrecken, die entlegenen Gegenstände zu erreichen, Hindernisse aus dem Wege zu räumen, das, was schaden könnte, abzuwehren, was gefällt, zu erfassen, zu halten, zu umarmen, und unter die anderen Sinne zu bringen." — Allein Blumenbach bewies, daß diese aufrechte Stellung unsere natürliche Lage, und ein unterscheidendes Kennzeichen der Menschheit sey.

Die Länge und Stärke der Beine im Verhältniß gegen die kürzeren und schwächeren Arme, die schnellere Verknöcherung des Fußes, als der Hand, bei dem Kinde, die starken Wadenmuskeln, die dem Menschen allein eigenen Arschmuskeln, die breiten Hüften, die Geräumigkeit und Richtung des Beckens, die Kürze der

Rippen, die Fläche der Brusthöhle, die auseinanderstehenden Schultern, die Richtung des Kopfes, die Lage des Hirns, die Form des Nackens und der Nackenwirbel sind so viele zusammenstimmende Beweise, für die aufrechte Stellung, die man auch bei allen Völkern antrifft, daß die ganze Menschengattung so wenig, als irgend ein Thier, in Verdacht kommen kann, ihre natürliche Lage verändert zu haben (1) *(c)*.

Keinem Thiere ist diese Stellung natürlich oder gemächlich. Fast alles fehlt denselben, wodurch sie dem Menschen angemessen ist. Die Paviane, Meerkatzen und anderen Thiere, die Linné menschenartig nennt, sind mehr vierhändig als zweifüßig, denn ihre Hinterfüße haben Daumen wie die Vorderfüße, und sind also mehr geeignet zum Festhalten an den Baumzweigen, als zum Gehen auf flachem Boden (2).

---

(1) Blumenb. §. 5. — C. F. Ludwig. Grundriß der Naturgeschichte der Menschen-Species. Für akademische Vorlesungen §. 40-43. Leipzig 1796. Zimmermann. Geogr. Geschichte des Menschen. 1. Th. S. 117, 124-129. Leipz. 1778. Kotzebue erzählt dennoch, er habe in einem Sibirischen Dorfe unweit Jaluterski einen achtzehnjährigen Jüngling gesehen, der sehr schnell und mit erhobenem Kopfe auf Händen und Füßen lief, und sich oft, wie ein Bär, auf die Hinterfüße setzte, und dabei behauptete, seine Stellung sey die natürlichste des Menschen. Merkw. Jahr, m. L. 2 Th.

(2) Buffon Hist. nat. T. 14. — Blumenbach §. 9-10.

Nur durch Abrichtung wird der Affe zum Aufrechtgehen gebracht, und die gebogenen Knie, der wie zur Faust geballte Hinterfuß, sein behutsames Lehnen an einem Stocke mit dem Vorderfuße, beweisen hinlänglich, daß die aufrechte Stellung, worin man bisweilen einen Orang-Utang auf dem flachen Boden gefunden haben mag, doch für ihn eine gezwungene Stellung ist, in so fern nämlich die Zweige der Bäume sein eigentlicher Boden zu seyn scheinen (1).

Inwendig fehlt allein dem Menschen, oder doch nur sehr wenigen Säugethieren mit ihm, vieles, was allen übrigen Thieren eigen ist (2). Vergeblich hat man bei ihm das Fleischfell oder den Hautmuskel, den

---

(1) Siehe die Beschreibungen der dem Menschen am nächsten kommenden Thiere bei Buffon. —

Tyson zählt 48 Fälle auf, worin der Orang-Utang mehr Aehnlichkeit mit dem Menschen, als mit den ander Affen haben soll; aber auch 34 andere, worin er sich von dem Menschen mehr, als den andern Affen unterscheidet.

Ludwig §. 61 - 62, und Buffon, der aber diese Aehnlichkeit und Verschiedenheit genauer bestimmt, und so beschließt: „Wenn es einen Uebergang von dem Menschen zum Thiere gäbe, und überdies das Wesen des Menschen in seiner Körpergestalt bestände, dann wäre dieser Affe dem Menschen näher, als irgend einem andern Thiere."

(2) Blumenbach, §. 14.

Aufhängemuskel des Auges, das Wundernetz, die Hornhaut, gesucht. Dagegen findet der Anatom bei ihm ein sehr großes Gehirn, nicht nur im Verhältniß seiner Größe gegen andere Thiere, sondern vorzüglich in Rücksicht der dünnen Nerven, die aus demselben entspringen und in der Zirbeldrüse eine Anzahl Steinchen oder Sandkörnchen, welche man jetzt zu den Eigenheiten des Menschen rechnet (1) *(d)*.

So wie also schon die bloße Organisation seines Körpers den Menschen von allen übrigen Thierarten trennt, so beweiset auch die Art seiner Entwicklung, und seine Versetzbarkeit auf den ganzen Erdboden, eine von den Thieren ganz verschiedene Anlage.

Langsameres Erwachsen, längere Kindheit und spätere Mannbarkeit im Verhältniß seiner Größe und Lebensdauer unterscheiden ihn deutlich auch von denjenigen Thieren, die ihm sonst am nächsten kommen (2). Der Affe, womit man ihn doch immer vergleichen will, kommt stärker und ausgebildeter zur Welt, als das menschliche Kind, wächst schneller, und bedarf nur in den ersten Monaten der mütterlichen Pflege (3). Man klagt, daß man dieses Thier, vorzüglich den großen Orang-Utang, nicht hinlänglich beobachten könne, und nur gefangen, d. h. in einem unna-

(1) Blumenbach, §. 16.
(2) Blumenb. §. 17.
(3) Buffon. T. 14.

unnatürlichen verkünstelten Zustande, kenne, da man doch auch den seltsamen Erzählungen der Reisenden von dem sogenannten Waldmenschen keinen Glauben beimessen dürfe; aber gerade diese gegründete Klage spricht für den Menschen, der an keine besondere Stelle der Erde gebunden ist.

Jenes Thier nämlich, das nur die Paradoxie zu dem Range des Menschen erheben, nur Blödsinn oder Selbstverkennung darin kann erhalten wollen, findet sich nirgends als in der heißen Erdzone; denn nur hier kann es sich fortpflanzen, in einer andern kaum fortleben (1). Der Mensch dagegen durchwandert die ganze Oberfläche der Erde, um seine Handelsverbindungen zu schließen, und überall trifft er Menschen an. Bis an den 80sten Grad nördlicher Breite wohnt der Grönländer und Esquimo, unter dem Aequator der Neger, der Feuerländer bis zum 55sten Grade südlicher Breite, und derselbe Reisende wechselt mit vollkommner Gesundheit, wenn nur mit gehöriger Vorsorge, alle Klimate, seine Beobachtungen bis dahin verfolgend, wo Tag und Nacht für ihn in einen ewigen Nebel verfließen (2).

Die Grade der Kälte, die der Einwohner und auch der Reisende in der Polnähe oft erträgt, lassen sich noch nicht genau bestimmen. Gmelin bemerkte zu Jeniseisk in Sibirien auf seinem Fahrenheitschen Ther-

---

(1) Buffon.
Zimmermann, Geogr. Gesch. des Menschen, 1 Th. S. 123.
(2) Cooks Reisen.

mometer 126° unter Null, — eine Kälte, worin die Vögel todt zur Erde fielen —, und Pallas sah in Krasnajark das Quecksilber gefrieren, nachdem es bis unter 180°, das Aeußerste, was sein Instrument anwies, gefallen war; man weiß aber durch Experimente, daß das Quecksilber erst mit 370° zu gefrieren anfängt (e). Da, wo die Birke und Erle nicht mehr fortkommt; wo die himmelhohe Tanne sich in eine kriechende Staude zusammenzieht; wo die Natur dem Rennthiere, dem weißen Fuchse und weißen Bären dickere Felle gibt, um die äußerste Kälte ertragen zu können; da trotzt der Mensch mit bloßer Haut der Strenge des Winters, ohne in Grönland den Kopf und Hals zu bedecken, ohne in Kanada die Jagd aufzugeben, oder in Norwegen die Brust zu wärmen, obgleich die Haare derselben den Bauern unter der Arbeit befrieren (1).

Genauer kennt man die Grade der Hitze, die der menschliche Körper aushält. Adanson beobachtete dieselben auf der Küste von Senegal und fand sie, in dem Schatten, zu 108° des Fahrenheitschen Thermometers. Nachher wies es 117½°, und gewiß steht der Neger in dem Innern von Afrika mehr als 120° Hitze aus. Erstaunenswerth ist der Bau des menschlichen Körpers! der eine solche Hitze und eine solche Kälte erträgt; schlechthin einzig in der Natur. Und wenn etwa hier noch ein Zweifel übrig bleiben sollte, so

(1) Zimmermann, 1. Th. S. 34 - 38. Ludwig, §. 269 - 270.

hat die heftigste Kunsthitze bewiesen, daß der Mensch sogar einen der Sonne viel näheren Planeten bewohnen könnte, ohne von ihrer Glut verzehrt zu werden. Banks, Solander, Phipps und Blagden verschlossen sich in ein bis zu 150° geheitztes Zimmer, und sahen durch ferneres Heitzen das Quecksilber bis zu 211° steigen: nur Ein Glas konnte diese Hitze ausstehen, alle ihre anderen Thermometer sprangen, und sie — ertrugen sie 10 Minuten lang. Blagden wiederhohlte dieses Experiment, und brachte es bis zu 224° und noch Ein Mahl bis auf 260°, eine Hitze, welche die des siedenden Wassers um 48° übertrifft; er stand sie noch 8 Minuten aus, als ihm das Athmen beschwerlich zu werden anfieng. Man bedenke aber dabei, was Zimmermann bemerkt, daß die natürliche noch immer leidlicher seyn würde, als eine solche Kunsthitze (1).

So ungleich die Wärme ist, die der Mensch erträgt, so verschieden ist auch die Schwere der Luft, worin er auf den Höhen oder in den Tiefen der Erde leben kann. Auf der Cordillera brachten de la Condamine und Bouguer drei Wochen in einer Luft zu, deren Gewicht für den Umfang des menschlichen Körpers kaum 17,000

(1) Zimmermann, 1 Th., S. 40, 41. Man findet diese und mehr andere Beispiele bei *Buffon Hist. nat.* Tillet und Maratin ließen mehrere Mädchen mit Thermometern in den Händen in einen Ofen gehen, worin Aepfel und Fleisch gebraten wurden: und sie hielten es einige Minuten aus.

Pfund betrug, der doch gewöhnlich, obgleich wir es nicht bemerken, auf der Fläche mehr als 32,000 Pfund zu tragen hat. Der Perlenfischer, der bis zu 400 Fuß in die Tiefe des Meeres taucht, trägt eine Last von 300,000 Pfund *(f)*, und der Bergmann bringt in den Minen von Potosi sein Leben hin, ohne den Genuß des Tageslichtes (1).

Wie, nach Blumenbach, die Natur durch die ganz eigene Zartheit oder vielmehr Biegsamkeit des Zellgewebes bei dem Menschen dafür gesorgt hat, daß er unter allen Himmelsstrichen wohnen kann; so hat sie ihn auch in den Stand gesetzt, von der verschiedensten Nahrung zu leben, und zwar durch einen Darmkanal, der gerade so beschaffen ist, wie er sich für ein alles essendes Thier schickt (2). Und hier ist die Nahrung nicht weniger verschieden, als die Luft, die er auf den Gebirgen oder in den Schachten, an dem Strande oder an Sümpfen, in den Ebenen oder Wäldern einathmet. Fische sind die einzige Nahrung der Bewohner des Russischen Archipels; von getrockneten Heuschrecken lebt der Lybier; der Grönländer findet seine Speise und seinen Trank in dem Wallfische. Bei dem einen Volke scheint der Mensch ein Fleisch- und Kräuter- bei dem andern ein Fleisch-essendes Thier zu seyn. Der rohe Kalifornier verschlingt alles, was ihm vorkommt; die Kochkunst der Europäer setzt alle

---

(1) Zimmermann, 1. Th., S. 45, 46.

(2) Blumenbach, §. 17. Mit Unrecht schrieb Büffon es dem Vernunftgebrauche zu, daß der Mensch unter allen Himmelsstrichen leben kann. Siehe Zimmerm. S. 31.

Reiche der Natur in Kontribution; und gerade diese Schwelgerei unterscheidet den Menschen, so sehr als irgend etwas anderes, von dem ganzen Thierreiche (1) *(g)*.

Auf eine unendlich ehrenvollere Art aber unterscheidet ihn seine Vernunft. Es bleibe immerhin unerklärlich, was es eigentlich sey, das in uns denkt und will; es bleibe sogar zweifelhaft, ob die Thiere etwas Aehnliches, bloß dem Grade nach Verschiedenes, mit uns gemein haben; oder ob das, was man jetzt, mit ganz bestimmter Unterscheidung von Sinnlichkeit und Verstand, reine Vernunft nennt, in der ganzen sichtbaren Schöpfung schlechterdings allein bei dem Menschen Statt finde: genug, daß er durch dieses Vermögen die ganze Thierwelt beherrschet, die Natur besieget oder zu seinem Vortheile benutzet, Familien, Staaten, Völker mit einander verbindet, und endlich, auf der höchsten Stufe der Kultur, sein ganzes Geschlecht in einem großen Vereine umfasset (2).

Eben so erneuere man den Streit, ob es je eine Grundsprache gegeben habe, die den Menschen durch un-

---

(1) Nur der Hund macht dem Menschen diesen Vorzug streitig. Auch er verschlingt alles, auch er lebt in jedem Klima; aber seine gänzlichen Verartungen sind mit den Verschiedenheiten unseres Geschlechts gar nicht zu vergleichen. Zimmermann, 1. Th. S. 48 - 52. 130 - 136.

(2) Man bedenke, daß hier die Rede ist von der Vernunft, wie sie erscheint, nicht wie sie ist, und vergleiche Blumenb. §. 18, S. 49 - 52. A. d. U.

mittelbare Offenbarung mitgetheilt worden sey; oder ob man die Sprache, für die selbst gefundene Anwendung und bloße Entwickelung einer natürlichen Anlage halten müsse (1) (h): so viel wenigstens ist gewiß, daß der Mensch diese Anlage in der ganz eigenthümlichen Beschaffenheit seiner Organe wirklich besitzt, und daß sowohl das Daseyn der Sprache überhaupt, als ihr Einfluß auf seine ganze Bildung entscheidend ist. Gerade diejenigen Thiere, die an äußerer Form und innerer Organisation dem Menschen am nächsten kommen, sind von aller Sprachfähigkeit am weitesten entfernt; und die dagegen etwas Aehnelndes zu be-

---

(1) Hier bezieht sich der Verfasser auf eine Note in der holländischen Uebersetzung von Macartney's Reise nach China 6 Th., wo von der Chinesischen Sprache die Rede ist, worin die Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung bei der Sprache vorzüglich daraus abgeleitet wird: daß es schlechthin ungereimt sey, irgend einen Zeitpunkt anzunehmen, wo die Menschen gar nicht hätten sprechen können, welches die Gegner, Monboddo, Herder, Zöllner Lang, und a. doch annehmen müßten. Ferner: *Muntinghe Geschiedenis der Menschheid naar den Bybel* (Geschichte der Menschheit nach der Bibel) ein höchst interessantes Werk, worin diese ältesten und zuverlässigsten Urkunden einer Geschichte der Entwickelung des Menschengeschlechts zum Grunde gelegt werden. Amsterdam 1801. Warburton göttl. Sendung Mos. — Ludwigs Grundriß. §. 36 — Blumenb. S. 51.

sitzen scheinen, weichen in jeder andern Rücksicht wieder am meisten von ihm ab (1).

Was die Kleidung, die bei einigen Völkern in dem bloßen Schurze besteht, bei andern ganz vernachlässigt wird, bei den meisten aber einen Gegenstand des Geschmacks und des höchsten Luxus ausmacht; die Zubereitung der Speisen, die manche Wilden gar nicht kennen, da sie bei uns bis zu einer Kunst gestiegen ist; und endlich den Kunstfleiß betrifft, der dem Menschen so ausschließend eigen ist, daß Franklin ihn sogar daher benennen wollte (2), und den man bei allen Völkern ohne Ausnahme findet: dieß alles haben wir nicht einmahl anführen wollen, da es nur besondere Aeußerungen einer allgemeinen Fähigkeit sind, und wir in dem, was bisher über die Gestalt, Organisation, Versetzbarkeit, Vernünftigkeit und Sprachfähigkeit des Menschen gesagt ist (3), Gründe ge-

(1) Ludw. §. 35. Camper fand alle Orang-Utange, die er untersuchte, schlechterdings zum Sprechen unfähig — Buffon will bemerkt haben, daß alle Thiere ihre Stimme durch Einathmen bilden; der Mensch hingegen die seinige durch Ausathmen. *Hist. nat.* — Zimmerm. S. 121, 122.

(2) *A tool-making animal*, ein Instrumentmachendes oder industriöses Thier. Blumenb. S. 51.

(3) So glaubt man, daß auch das Lachen und Weinen dem Menschen allein eigen sey; allein es ist gewiß, daß viele Thiere Thränen vergießen, und man will es sogar bei der Bärenrobbe und dem Kameele, als eine Aeußerung des Kummers be-

nug zu finden glauben, um unsere erste Frage: „ob derselbe mit den Thieren in eine Klasse zu setzen sey", verneinend zu beantworten.

„Allein wenn nun auch das Menschengeschlecht eine eigene Gattung ausmacht, sind denn doch wohl alle Menschen Wesen einer Art, so daß, was von dem Einen gilt, auf Alle anwendbar ist?" Die Quelle dieser Frage ist die mannigfaltige Verschiedenheit der Völker an Größe, Farbe, Form und Sitten; eine Verschiedenheit, die uns auf den ersten Anblick wirklich wegen einer Antwort in Verlegenheit setzen könnte.

Freilich, wenn man den kleinen Esquimo neben den großen Patagonier, den weißen Europäer neben den schwarzen Afrikaner, die schönste Cirkassierinn neben die häßlichste Hottentottinn, den kritischen Philosophen neben den Kalifornier setzen, und alle Abstufungen und Uebergänge zwischen diesen Extremen übersehen wollte; dann könnte man sich leicht zu dem Schluße verleiten lassen: „daß das Menschengeschlecht, wenn es auch eine eigene Gattung ausmache, dennoch aus mehreren ursprünglich verschiedenen Rassen bestehe, deren jede ihre eigenen Stammältern müsse gehabt haben." Allein zu welchem Schluße könnte man uns nicht bringen, wenn man aus unsern eigenen Landsleuten zugleich einen Zwerg und einen Riesen, einen langhaarigen Blonden und einen dunkelbraunen

---

merkt haben. Le Cat behauptet einen Orang-Utang lachen und weinen gesehen zu haben (i). Blumenb. §. 19. S. 52, 53.

Krauskopf, das reitzendste Mädchen und das abscheulichste Weibsbild, den beschränktesten Handwerker und den größten Künstler neben einander stellte; zumahl wenn die meisten dieser Gegensätze in zwei Individuen zusammen träfen?

Es ist also, wenn man keine übereilte Folgerung machen will, allerdings nöthig, daß man nicht nur bloß die Extreme vergleiche; sondern auch alle Zwischenarten und Schattirungen genau bemerke, und vor allen Dingen sich durch keine bloßen Seltenheiten und Ausnahmen blenden lasse. Gerade dieses Verschmelzen und In-einander-fließen der Varietäten aber macht auch hier, wie in der ganzen Natur (1), eine genaue Eintheilung der ganzen Gattung in bestimmte Arten oder Klassen äußerst schwierig, wo nicht gar unmöglich; daher man denn auch fast eben so viele Eintheilungsarten als Schriftsteller über die Naturgeschichte des Menschen findet.

Die zuerst auffallende Verschiedenheit zweier Menschen ist ihre Länge. Dieser Unterschied kann erstaunlich groß seyn, wenn man aus ganzen Nationen zwei Indivi-

(1) Die Natur steigt auf unbekannten Stufen auf und ab, und kann sich also unmöglich unsern Eintheilungen fügen, da sie von der einen Gattung, ja von der einen Art zur andern, durch unmerkbare Schattirungen übergeht; so daß es immer eine Menge Mittelarten gibt, denen wir keine Stelle anweisen können, und die daher unser ganzes System nothwendig verwirren müssen. *Buffon, Hist. Nat. T. 1, pag. 6.*

duen heraushebt, und z. B. neben einen Braunschweig-hannöverschen Gardisten von 8 Fuß und 6 Zoll den sogenannten Friesischen Bauer stellt, der kaum 29 Zoll mißt; indessen bei andern Geschöpfen, z. B. den Hunden, ist er weit beträchtlicher, denn ein neu gebornes Kind ist im Verhältnisse zu einem Riesen noch größer, als ein Bologneser Hündchen im Verhältnisse zu einem Irländischen oder Albanischen Hunde. Und überhaupt ist dieser Unterschied in der Größe der Völker im Durchschnitte sehr gering, denn die größten sind höchstens 6, die kleinsten wenig minder als 4 Fuß hoch. Die Potagonier, welche die südöstliche Spitze von Süd-Amerika bewohnen, wurden zwar von den ersten Reisenden auf 7 Fuß und darüber angegeben; allein diese Uebertreibung ist längst bemerkt, und ein Gegenstand des Scherzes geworden; eben so, wie die zwölf Fuß langen Riesen des Roggeveen auf der Oster-Insel, die schon Behrens bloß ansehnlich von Statur nannte (1), und deren Maß neuerdings auf 5 Fuß 4 Zoll zurückgebracht worden ist (2). Die Esquimos oder Quimos, in der inneren Gebirgsgegend von Madagaskar, werden dagegen auf 4 Fuß gerechnet, welches auch ungefähr die Größe aller Bewohner der Polargegenden ist (3). Den mittleren Durchschnitt der Menschenlänge kann man also füglich auf 5 Fuß bestimmen, wovon die Abweichung nur einen Schuh darunter oder darüber beträgt; so daß in dieser Rück-

---

(1) Blumenb. S. 186. Zimmerm. S. 61 - 63.

(2) *V. de la Perouse. T. 1.*

(3) Blumenb. §. 73, S. 186 - 188. Zimmerm. S. 63.

sicht die Verschiedenheit zu geringfügig ist, um zur Grundlage einer Klassifikation zu dienen. Ganz anders dagegen verhält es sich mit der Farbe. Denn obgleich die Natur mit zahllosen Mitteltinten zwischen der Schneeweiße der Europäerinn und der Kohlschwärze der Senegambischen Negerinn, sogar bei demselben Volke, zu spielen scheint, und auch noch das weibliche Geschlecht von dem männlichen unterscheidet; so lassen sich doch alle National-Verschiedenheiten der Farbe sehr bequem auf folgende fünf Hauptklassen zurückführen:

1) Die weiße, meistens mit rothen Wangen, die man bei den übrigen seltner bemerkt, die Farbe der Europäer und angrenzenden Asiaten;

2) Die gelbe oder Olivenfarbe der Mongolischen Völker;

3) Die Kupfer- oder Rostfarbe, nicht unähnlich der Lohfarbe oder dem Zimmet, den Amerikanern eigen;

4) Die braune oder Mittelfarbe zwischen neuem Mahagoniholze und Gewürznägelein oder Kastanien, die Farbe der Malayischen Rasse und der Südseeinsulaner;

5) Die schwarze oder Rußfarbe, die bei einigen Aethiopern pechschwarz, jedoch diesen keinesweges ausschließend eigen ist, und, wie jede andere, noch sehr viele Schattirungen hat (1).

(1) Blumenb. §. 43, S. 94-96. Die Leukäthio-

Eine viel feinere Unterscheidung aber erfordert die Form, und vorzüglich die Gesichtsbildung, welche so unendlich verschieden ist, daß bei der größten Aehnlichkeit nie eine vollkommene Gleichheit Statt findet. Bei der sichtbarsten Annäherung, in Völkern sowohl als Familien, gibt es wieder unzählbare Abweichungen. Daher die willkührlichsten Eintheilungen und wirklich unbestimmtesten Bestimmungen, welche wir dennoch kürzlich angeben wollen.

Das Haar ist sehr verschieden an Farbe, Länge und Wuchs. Es ist blond, und erbleicht bis in das Gelbe und Weiße; oder erdunkelt bis zum Röthlichen und Braunen; oder es ist schwarz, und schattirt sich von dem Kastanienbraunen bis in das Pechschwarze. Es ist entweder lang und wellenförmig fließend; oder schlicht; oder es ist kurz und lockig; oder gar kraus. Beim Anfühlen ist es hart und rauh; oder zart und weich; dabei dünn und sparsam; oder reichlich und dicht.

Lang und gerade ist es in Neu-Seeland, Neu-Holland, Amerika und bei den meisten Europäern; kurz und kraus bei den Negern, Italiänern, Spaniern und andern. Das dunkle ist gewöhnlich härter; das hellere dagegen zärter. Indeß lassen sich hierauf keine vollkommenen Eintheilungen gründen, da man Negerstämme mit langem, und im Gegentheile kupferfarbige Völker mit kurzem Wollhaare ge-

---

pie, die Farbe der weißen Neger oder Blafards, Kakerlacken, Albinos, wird für einen krankhaften Zustand gehalten. Blumenbach §. 78. Eben so die weißgefleckte Haut. §. 48, S. 112.

funden hat (1), und längst widerlegt ist das Vorurtheil von Nationen, wo die Männer keinen Bart, oder andern, wo die Weiber keinen monatlichen Fluß haben sollten (2).

Die Farbe der Augen, die man in die blaue, dunkelgoldgelbe und schwarzbraune eintheilen kann, stimmt gewöhnlich mit der Farbe des Haares überein. Obgleich keine irgend einem Volke ausschließend eigen ist, kann man doch die eine oder andere füglich national nennen.

Die Form des Gesichts theilt man in fünf Hauptarten (3). Unter diese bringt man zahllose Verschiedenheiten, die, so gewiß sie bei demselben Volke einzelne Personen oder Geschlechter und Familien auszeichnen, auch wieder Kennzeichen ganzer Völker sind; obgleich man auch hier bei den entferntesten und abweichendsten oft wieder die auffallendste Aehnlichkeit findet. Die erste Art ist das ovale, ziemlich gerade Gesicht, mit wenig hervorspringenden einzelnen Theilen, flächerer Stirn, schmaler leise gebogener Nase, nirgends hervorstehenden Wangenbeinen, kleinem Munde mit sanft angeschwellten Lippen, und vollem gerundeten Kinne. Diese ist gleichsam die Mittelform, und gilt, nach unsern Begriffen, für die schönste und regelmässigste. Sie geht nach beiden Seiten in zwei Extreme über, wovon das eine ein in die Breite gezogenes, das andere ein nach unten hin verlängertes Gesicht darstellt. Daher entsteht also die zweite Hauptart, nämlich das breite und platte Gesicht, mit gleichsam in einander fließenden

(1) Blumenb. §. 52. Ludwig, §. 117 - 120.

(2) Blumenb. und *Virey Hist. Nat. T.* 1, *p.* 336.

(3) Blumenb. §. 56, S. 129 u. w.

Theilen, weit aus einander stehenden Augen, und enggeschlitzten Augenliedern, stumpfer Nase, fast runden und hervorstehenden Backen, und etwas hervorstehendem Kinne, welches die Gesichtsbildung der Mongolischen Völkerschaften ist. Die dritte hat zwar ein breites, aber nicht flaches und plattes Gesicht mit sehr vollen Pausbacken, und, von der Seite angesehen, mehr ausgearbeitete, gleichsam tiefer ausgegrabene Theile, kurze Stirn, und tiefer liegende Augen. Dieß ist das Gesicht der meisten Amerikaner. Die vierte Art ist die der Neger, und hat ein schmäleres, nach unten hervorstehendes Gesicht, eine kleine höckerichte Stirn, hervorragende Augen, eine dicke und mit den hervorstehenden Backen gleichsam zusammengeflossene Nase, wulstige Lippen, hervorragende Kiefern, und ein zurückgezogenes Kinn. Die fünfte endlich, nämlich die des Malayischen Stammes und mehrerer Südseeinsulaner, hat ein breiteres Gesicht, aber mit hervorspringenden Theilen, einer volleren, ziemlich breiten Nase mit dickerer Spitze, und großem Munde. Daß aber diese Eintheilung immer unvollkommen bleiben muß, ist schon daher sehr begreiflich, daß gewiß einem jeden bei der bloßen Angabe, manches bekannte Gesicht unter seinen Landsleuten eingefallen seyn wird.

Uebrigens ist hier nicht von der Gesichtsbildung im physiognomischen Sinne die Rede, in so fern sie Ausdruck des Gemüthes ist. Diese zeigt sich mehr auf der äußern Oberfläche und an den Muskeln, worauf die Seele allein oder doch mehr unmittelbar wirkt (1).

---

(1) Blumenb. §. 58, S. 143, 144 — Lavaters Phys.

Die feste und bleibende Grundlage der Gesichtsform aber, so wie des ganzen Kopfes, ist der Knochenbau desselben, oder der Schädel. — Mit dem größten Rechte hat man daher diesen Theil des menschlichen Körpers zu dem Gegenstande einer genauen Untersuchung gemacht, die schon bald sehr weit gebracht wurde, und zu interessanten Resultaten führte. Mit Erstaunen und Vergnügen übersieht man den Schatz, den Blumenbach für diesen Zweck zu sammeln wußte (1), einen Schatz von zwei und achtzig Schädeln der verschiedensten Völker, und dennoch — muß man hier bei genauerer Betrachtung, die Richtigkeit der Bemerkung billigen: daß zwei oder drei Köpfe unmöglich hinreichend seyn können, um das Charakteristische ganzer Völkerschaften zu bestimmen. Dennoch hat man es, ungeachtet jener öfters erwähnten Aehnlichkeit unter den entferntesten und Verschiedenheit unter den nächsten (2), gewagt, und zwar nicht ohne Erfolg, auch diese Nationalform der Schädel in gewisse Klassen zu vertheilen. Ver-

Fragm. Die Schwierigkeit beim Bestimmen der National-Physiognomien erklärt *H. de Vos* — in einer Abhandlung über die Chrakteristik der Völker —: „aus der steten Beweglichkeit und dem beständigen Wechsel unendlich kleiner und verschieden kombinirter Verhältnisse."

(1) S. das „Verzeichniß seines anthropol. Vorrathes" in dem angeführten Werke.

(2) Bei Frenou, einem Freundschafts-Insulaner, bemerkte Cook ganz Europäische Züge.

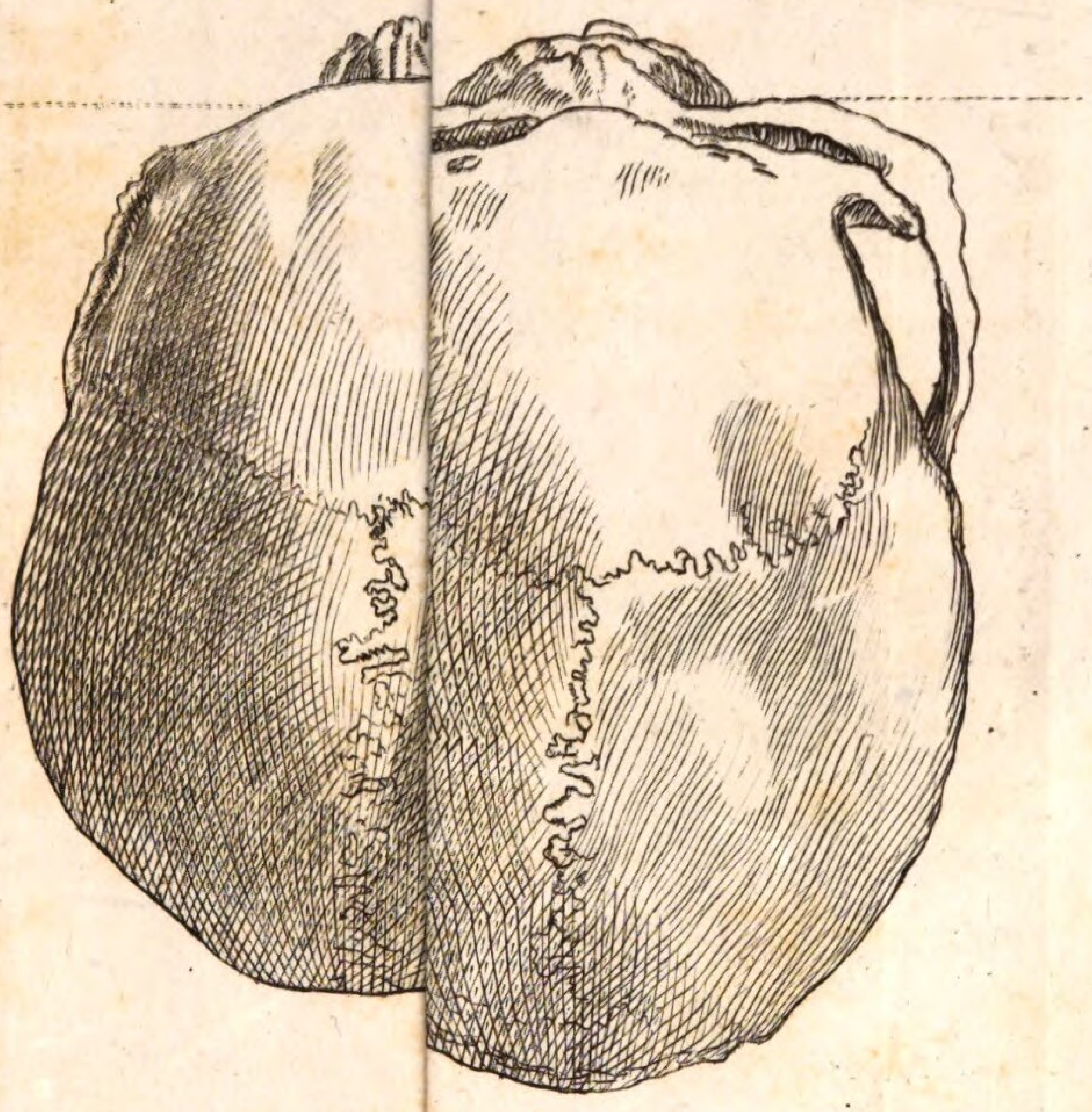
schieden sind die Mittel, deren man sich zu diesem Behufe bediente.

Camper, unstreitig der erste Mann in diesem Fache, erfand eine Gesichtslinie, die er von dem hervorragendsten Theile des Stirnknochens bis zum äußersten Zahnhöhlensaume der obern Kinnlade, auf eine Horizontallinie fallen ließ, welche durch den äußern Gehörgang und den Nasengrund gezogen war, und der Winkel, den diese beiden Linien bilden, war der Maßstab, wornach er den Unterschied der Schädel bei den Thieren sowohl, als bei den verschiedenen Nationen bestimmte. Bei dem Affen war dieser Winkel nie größer, als 42 bis 58 Grad; bei dem Neger und Kalmüken betrug er schon 70; bei dem Europäer 80; und in den Griechischen Idealen oft 90 bis 100 Grad. Allein Lavater bemerkte bald, daß man den Schädel nicht bloß in dieser, sondern in allen Richtungen betrachten müsse. Für die Silhuette aber ersann er ein eigenes Maß, nämlich zwei Parallellinien, wovon die eine von der Scheitel herab, die andere über die Nasenspitze gezogen wird.

Dauberton wollte sich bloß nach dem Hinterhauptsloche richten *(k)*, als welches in seinen Augen den Menschen am deutlichsten von den Thieren unterschied.

Blumenbach endlich erfand eine neue Regel, indem er die Schädel, ohne die untern Kinnladen mit ihren Jochbeinen, auf Einer horizontalen Linie, auf den Tisch stellte, und so dann von hinten über die Scheitel hin betrachtete, daher er sie auch sehr passend die Scheitelnorm

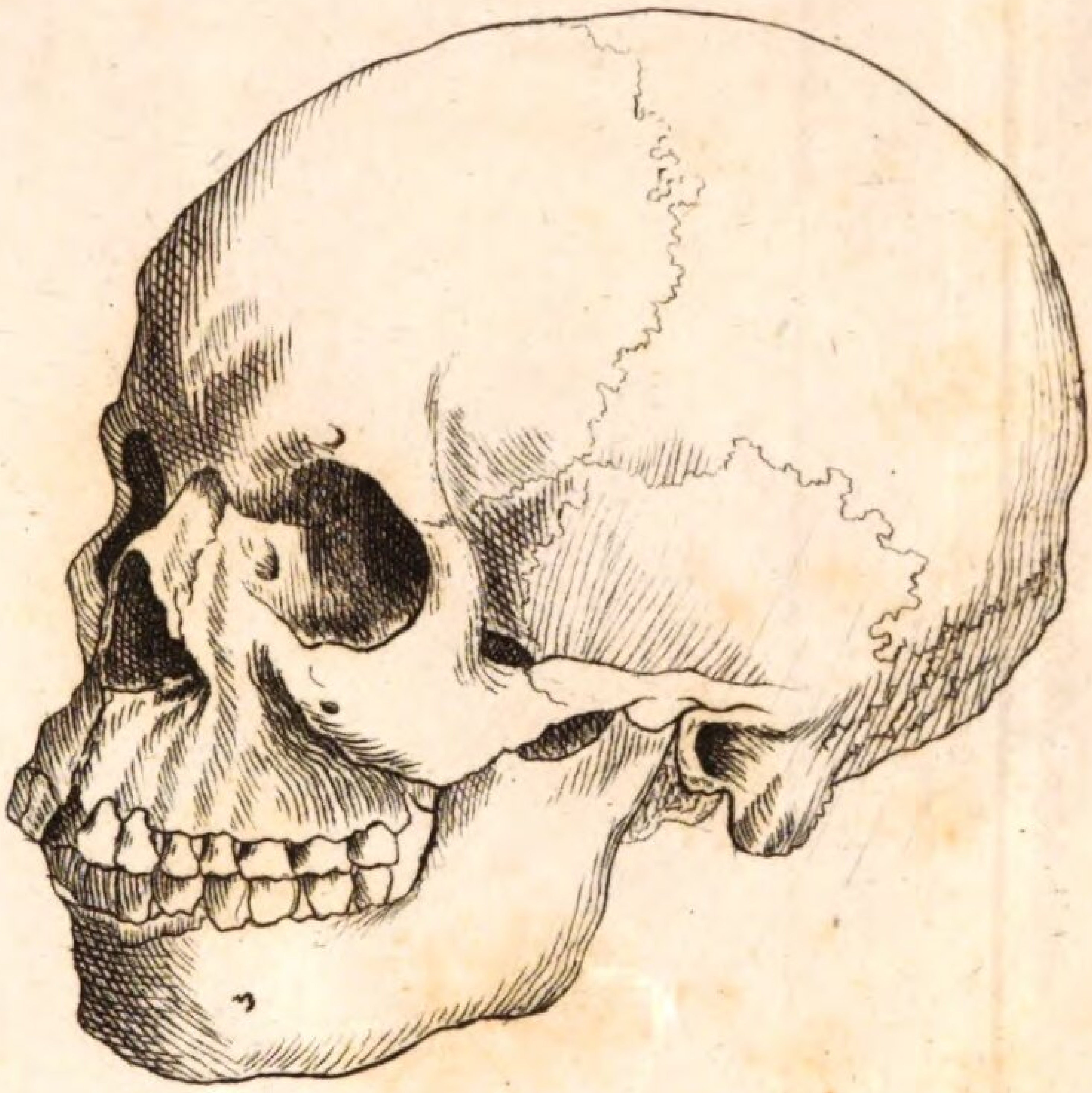
Pl. I.



2 1

Georg Tunguse

Pl II.



5

Aethiopierin

norm nannte. Nach dieser Ansicht fällt alles, was den Nationalcharakter der Schädel bestimmen kann, die breite oder enge, die ovale oder runde Form des ganzen Schädels sowohl, als die mehr oder weniger hervorragenden einzelnen Theile, auf das deutlichste ins Auge, ohne daß man dabei den Camperschen Winkel verliert (1).

Nach dieser Methode hat er die Schädel, auf eben die Art, wie die oben angedeutete Gesichtsbildung, unter folgende fünf Hauptklassen gebracht. Das Mittel hält derjenige Kopf, an dem man das schönste Ebenmaß bemerkt, eine sanft gerundete Form, eine mäßig flache und ebene Stirn, und engere Jochbeine, ohne irgendwo stark hervorspringende Theile, mit beinahe zirkelrundem Zahnhöhlenrande, und senkrecht stehenden Zähnen. Dieß ist die regelmäßige Form der Georgischen Schönheit. Das eine Extrem ist dasjenige, wovon der Kopf gleichsam viereckig ist. Die Jochbeine stehen heraus, die Nasenvertiefung und der Knochen der stumpfen Nase fast horizontal mit den Jochbeinen, die Augenbraunenbogen sind kaum merklich, die Nasenlöcher enge, die Wangengrube nur leicht gehöhlt, das Kinn hervorragend, und der Zahnhöhlenrand macht vorwärts einen flachen Bogen. Diese Form ist den Mongolischen Völkerschaften eigen. Bei dem andern Extreme hingegen ist der Kopf schmal und an den Seiten eingedrückt, die Stirn sehr uneben und höckericht, die Jochbeine hervorstehend, die Nasenlöcher weit, die Wangengruben am untern Rande der Augenhöhlen sind tiefer gehöhlt, die Kinnbacken stehen hervor, der Zahnhöh-

---

(1) Blumenbach, §. 61, 62.

lenrand ist schmäler, länger und ovaler, die obern Vorderzähne stehen schräge hervor, die untere Kinnlade ist groß und stark, so wie die obere Hirnschale dick und schwer. Solche Schädel haben die Neger.

Zwischen diesen beiden Extremen und der ersten Mittelform liegen nun wieder zwei Arten, wovon die eine zwar breitere, aber doch mehr gebogene und gerundete Wangen hat, als die Mongolische. Sie hat gemeiniglich tiefe Augenhöhlen, die Form der Stirn und der Scheitel ist bei den meisten durch Kunst bewirkt, die Hirnschädel sind leichter. Dieß ist die Amerikanische Varietät. Zwischen die Georgische und Negerform endlich fällt die Malayische mit mäßig verengter Hirnschale, etwas aufgeschwollner Stirn, wenig hervorragenden Backenknochen, etwas hervorstehendem Oberkiefer, und seitwärts ausgebogenen Scheitelbeinen.

In Ansehung der übrigen Theile des Körpers hat man zwar auch mehrere Verschiedenheiten bemerkt, allein sie waren weder abweichend, noch bestimmt genug, um Nationalcharaktere abzugeben. So hat man an einigen Köpfen die Vorder- oder Schneidezähne breit und stumpf gefunden, und dabei an rohes Fleisch essende Völker gedacht (1); eben so hat man in der Lage und Stellung der Ohren Abweichungen entdeckt, bei einigen größere, bei andern höher stehende, bei den meisten Wilden mehr von dem Kopfe entfernte und beweglichere Ohren; aber dieser Unterschied ist, wie so manche andere Künsteleien an den

(1) Blumenb., §. 64, S. 161 - 166.

Ohrläppchen, mehr eine Folge der Lebensart und der Sitten, als ein Werk der Natur (1). Eben so scheint man die langen und schlaff herunterhängenden Brüste der Weiber bei einigen wilden Völkern nicht sowohl der Natur zuschreiben zu müssen, als vielmehr der Gewohnheit, ihre Kinder, auf dem Rücken hängend, zu säugen; und daß auch der Geschmack, die Gefallsucht und die Unsittlichkeit Einfluß auf den Busen haben, ist anerkannt (2). Bei den Chinesern zeigt sich dieser Einfluß des Geschmacks auffallend an den Füßen, so wie die Lebensart, die Erziehung und unmäßige Arbeit auf die Richtung und Stärke der Schenkel wirken, die man jedoch bei den Indianern besonders lang, bei den Mongolen kürzer gefunden hat. Kleinere Hände und Füße bemerkt man bei den Indianern, Chinesern, Kamtschadalen, Esquimos, Peruanern, Neuholländern und Hottentotten; doch hieran soll Verkünstelung, harte Lebensart und schlechte Nahrung Schuld seyn (3) *(l)*.

Nichts scheint demnach die Einheit unserer Gattung so entscheidend und deutlich zu beweisen, als gerade diese stets mißlungenen Versuche, sie in bestimmte Arten zu vertheilen. Linné richtete sich dabei nach seiner Weltkarte, worauf sich aber der jetzt bekannte fünfte Theil nicht befand. Goldsmith machte sechs Klassen, die Polbewohner, Tataren, Australier, Neger, Amerikaner und Europäer. Erxleben behielt die Zahl, aber er nannte sie

(1) Blumenbach, §. 66, S. 167, 168.

(2) Blumenb., §. 67, S. 169 - 172.

(3) Blumenb., §. 69 und 70, S. 175 - 179.

Lappländer, Tataren, Asiaten, Europäer, Afrikaner und Amerikaner. Der jüngere Hunter hielt sich bloß an die Farbe, und brachte alle Bewohner der Erde unter sieben Hauptfarben, die er schwarz, schwärzlich, kupferfarbig, roth, gelb, gelblich und weiß nannte. Kant schränkte sie ein auf weiß, schwarz, gelb und kupferfarbig. Meiners legt die Schönheit zum Grunde, und theilt das ganze Menschengeschlecht in schöne und häßliche Völker; die schönen sind bei ihm blank, die häßlichen dunkler von Farbe. In die erste Klasse setzt er die Celtischen, Sarmatischen und Morgenländischen Völkerschaften; alle übrige Menschen in die zweite. Klügel achtet bloß auf die Abstammung, und unterscheidet vier Stämme. Leibnitz, Metzger, Büffon, Zimmermann, de la Croix haben jeder seine eigne Eintheilung, die jedoch mit den angeführten mehr oder weniger übereinstimmet. Blumenbach, auch hier seiner eigenen Methode getreu, legt den bei uns allgemein gültigen Begriff der Schönheit und Regelmäßigkeit zum Grunde, und theilt nach demselben das ganze, bis jetzt bekannte, Menschengeschlecht in fünf Haupt-Varietäten ein, deren Nahmen und Charakter schon angegeben worden sind (1).

Linné nahm bei seiner Eintheilung zugleich Rücksicht auf die Sitten der Menschen. Aber wer fühlt das Gewagte nicht, womit er folgende Bestimmung gleichsam hinwirft: „der Europäer werde durch Gesetze, der Asiate durch Meinungen, der Afrikaner durch Willkühr, der Amerikaner

(1) Siehe den ganzen vierten oder letzten Abschnitt bei Blumenbach.

durch Gewohnheiten regiert?" — Ein kritischer Philosoph hat neulich die Menschen in fünf moralische Klassen vertheilt. Die Hauptklasse nennet er die der Vernünftigkeit, die nach Recht und Wahrheit strebt. Ihre beiden Extreme sind die Sinnlichkeit, die durch Lust und Unlust beherrscht wird, und die Klugheit, die bloßen Vortheil sucht. Auch hat er zwischen diesen Extremen seine zwei Mittelklassen zu finden gewußt, die Vernünftlinge, die bloß dem Geschmacke huldigen, und die mathematischen Köpfe, die nur abstrackte Ideen lieben (1).

Doch wozu eine weitere Angabe dieser willkührlichen Eintheilungen, die doch so wenig, wie die Temperamente, je bestimmt und rein geschieden hervortreten? Wer vermöchte hier wie dort, das tausend gestaltige und stets verfließende Bild in feste Formen zu fassen, und vollständig darzustellen? Wie ganz anders erscheint nicht derselbe Mensch in einem andern Zustande, auf einer höheren oder tieferen Stufe der Moralität, gesund oder krank, in einer glücklichen oder unglücklichen Lage? —

Ein flüchtiger Rückblick auf das In-einander-fließende, Abwechselnde und Unbestimmte aller dieser Varietäten unseres Geschlechts, und zugleich auf die willkührlichen und doch so mannigfaltigen Sonderungen der Gelehrten, bloß zu ihrem eigenen Gebrauche, zeigt uns also hier die vollkommenste Einheit bei der größten Verschiedenheit, und berechtigt uns, die Frage: „ob alle Menschen Wesen

---

(1) *L. H. Bekenn dissert. ad legat. Stolp. de diversa nationum indole. Pag. 179, 180.*

Einer Gattung seyen?" mit der vollesten Zuversicht zu bejahen.

Eine nähere Bestätigung jedoch macht der Widerspruch einiger Gegner nothwendig, die in demselben Umstande Grund für die Verneinung dieser Frage zu finden glauben; weil sie den Blick, mit Uebersehung der Abstufungen und Schattirungen, zu sehr auf die Extreme richten.

Die Lehre unserer heiligen Bücher, daß alle Menschen von Einem Blute und aus Einem Paare entsprungen sind, verschafft uns zwar diese Bestätigung: allein wer möchte es wagen, eine physikalische Untersuchung durch göttliche Autorität entscheiden zu wollen, in einem Zeitalter, das seine höchste Verfeinerung in den kühnsten Unglauben setzen zu müssen glaubt, und das Anführen einer solchen Autorität für einen Beweis von Schwäche halten könnte (1)? Eine Autorität jedoch besitzt die heilige Schrift, welche der Allerkühnste ihr nicht abzusprechen wagt, das hohe Alter ihrer Urkunden nämlich, ein Alter, an das, bis auf viele Jahrhunderte, keine anderen Berichte reichen: und folglich ist die Meinung von der Einheit unseres Geschlechts wenigstens auch die des höchsten Alterthumes (2).

Aus derselben Quelle fließt die Geschichte der ersten Verbreitung des Menschengeschlechts über die Erde; indem die nächst folgenden Griechischen Historiker voll sind von

(1) Forsters Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. S. 226, 227.

(2) Ludwig. §. 327.

Aegyptischen und Phönizischen Kolonien, und die Geschichten aller Völker mit Genealogien und Wanderungen anheben; bis sogar die spätere Geschichte von ganzen Völkerwanderungen, Ausartungen der Geschlechter, und unaufhörlichen Vermischungen der Nationen zeugt. Vollkommen bestätigt dieser Gang der Geschichte überhaupt, so sehr sich auch ihre Anfänge in die Nebel der Fabelwelt verlieren, die Idee einer fortgehenden Verbreitung des Menschengeschlechts über die ganze Erde, die aus der Einheit des Ursprunges mit Nothwendigkeit folgt. Aber würde diese Verbreitung in den frühesten Zeiten je so ruhig und friedlich gewesen seyn, wenn sie von mehreren Urstämmen zugleich hätte geschehen müssen *(m)*?

Ein noch treffenderer Beweis ist die vollkommne Gleichheit der innern Organisation, eine Gleichheit, welche die genauesten Zergliederer gefunden haben, und worauf, als einem festen Grunde, die allgemeine anthropologische Physiologie beruht (1).

Die gleiche Anlage aller Menschen zur Vernünftigkeit und Sittlichkeit, ihre allgemeine Bildungsfähigkeit,

---

(1) Ludwig, § 331. „Auf Haut, Haar und Schädel schränkt sich aller Unterschied des Nationalen so einzig und schlechthin ein, daß in einer Leiche woran die Haut abgestreift und der Kopf bedeckt wäre, auch der geschickteste Anatom nichts entdecken würde, woraus er auch das Mindeste von dem Vaterlande des Verstorbenen folgern könnte *(n)*." *W. de Vos*, über den National-Charakter.

und ihre Uebereinstimmung in gewissen Begriffen von einer übersinnlichen Welt, einem höchsten Wesen, und einer künftigen Fortdauer — so unendlich viele Grade es auch auf diesem Maßstabe geben mag — sind zwar weniger auffallende, aber gewiß nicht weniger entscheidende Beweise für die Einheit unseres Geschlechts; Beweise, die erst dann recht einleuchtend werden, wenn man ausgezeichnete Menschen unter den rohesten Völkern in Vergleichung bringt mit der niedrigsten Stufe der Kultur bei den gebildetsten Nationen (1).

Unter allen aber ist wohl dieses der triftigste und gründlichste, daß auch die Extreme sich mit einander verbinden lassen, und alsdann zwar neue, aber doch immer fruchtbare Spielarten erzeugen, gleichsam lautredende Zeugen von der Einheit des so vielartigen Geschlechts (2). Denn nirgends duldet die Natur eine gänzliche Ausartung der Geschlechter, die sie selbst von einander geschieden hat. Aus ihrer Vermischung bei den Thieren gehen Ungeheuer hervor, die zur Unfruchtbarkeit verdammt sind, und die zwar durch menschlichen Vorwitz zu neuen Vermischungen veranlaßt, oder vielmehr gezwungen werden können; in ihrem eigenen Bastardgeschlechte aber stets un-

---

(1) Ludwig, §. 333.

(2) Derselbe, §. 334. Von diesen Arten und Spielarten liefern die Anthropologen systematische Tabellen, die man bei Blumenbach §. 46 und 47, und *Virey T.* 1, nachsehen kann.

fruchtbar bleiben, und also, ohne neue Schändung der Naturgesetze, am Ende wieder aussterben (o).

Nachdem auf diese Art die vollkommene Einheit des ganzen Menschengeschlechts hinlänglich dargethan zu seyn scheinet, könnte nun die letzte Frage: „Woher denn in diesem Einen Geschlechte die so mannigfaltigen und so sehr abweichenden Verschiedenheiten entstehen?“ wo nicht schlechtweg unbeantwortet bleiben, doch wenigstens mit einer bloßen Hindeutung auf die Spiele der Natur abgewiesen werden. Doch auch diese Frage läßt sich befriedigend beantworten, und gerade diese Beantwortung liefert nicht nur eine neue Bestätigung des obigen Resultates, sondern zugleich einen kräftigen Beweis, wie wichtig es für die Anthropologie sey, daß man den Menschen auf dem ganzen Erdboden auf das genaueste beobachte.

Und hier ergibt es sich, daß zuvörderst die Form des Körpers, von vielen natürlichen Ursachen abhängt, worunter das Klima wohl die erste Stelle behauptet. Die übermäßige Hitze nämlich beschleunigt die Reife zu sehr, als daß die ganze Organisation ihre hinlängliche Consistenz gewinnen könnte; die strenge Kälte hemmt die Entwickelung beinahe gänzlich, und bringt, sowohl im Thier= als Pflanzenreiche, Zwerge hervor; da hingegen eine gemäßigte Wärme der ganzen animalischen Oekonomie zuträglich ist. Von jeher haben aufmerksame Forscher diese Ursache anerkannt, in unsern Zeiten aber ist sogar ihre Wirkungsart durch den Fortschritt der Chemie und Physiologie ins Licht gesetzt.

Den nächsten Einfluß auf die Statur hat die Nahrung, sowohl Speise als Trank, und zwar nicht weniger die Quantität als die Qualität. Zwar hat man es dem Menschen als eine Eigenthümlichkeit angerechnet, daß er nicht, wie die Thiere, gemästet werden könne (1), welches sich auch leicht aus der unglaublichen Einwirkung des Geistes auf den Körper begreifen läßt; jedoch, so wie es von den alten Ringern bekannt ist, daß durch anhaltenden und reichlichen Genuß sehr nahrhafter Speisen ihr Körper zu einem unförmlichen Wanst entartete (2); so ist auch der schädliche Einfluß zusammenziehender und geistiger Getränke auf die Entwickelung zu deutlich erprobt: als daß man der durchgängigen und von Kindheit an genossenen Nahrung nicht eine beträchtliche Einwirkung auf die Statur zuschreiben sollte (3).

Die Abstammung von großen oder kleinen Aeltern ist zwar kein sicherer Grund, verdient aber dennoch in Anschlag zu kommen, da sie sich, auch in Ansehung der Fruchtbarkeit und des Alters, durch ganze Familien behauptet (4).

Die Sitten endlich und die Lebensart wirken unglaublich stark auf die Statur und Gesundheit des Körpers; in so fern nämlich die ersteren streng oder weichlich, züchtig oder üppig sind, letztere thätig oder unthätig, stillsitzend

(1) Blumenbach, S. 57.

(2) *Barthelemy voyage du jeune Anach. T. II. Chap. VIII.*

(3) Blumenbach, §. 35. Ludwig, §. 113. Zimmermann, S. 58.

(4) Ludwig, §. 99.

oder voll angemessener Bewegung ist; nicht weniger die Erziehung von der frühesten Lebensperiode an; wie auch die Freiheit oder die Sklaverei.

Eben so leicht würden sich die Verschiedenheiten der Hautfarbe erklären lassen, wenn hier nicht die Extreme, weiß und schwarz nämlich, so sehr sie sich durch Mittelschattirungen nähern, in geradem Gegensatze einander gegenüber ständen. Auf vielerlei Art hat man es daher auch versucht, vorzüglich die Aethiopische Varietät zu erklären, um so mehr, da sie von einigen, als die Hauptstütze ihres Systems, als von verschiedenen Urstämmen entsprungen betrachtet wurde. Bald leitete man alles von dem Klima her, dessen zunehmende Hitze die Haut gleichsam verbrenne, und endlich ganz versenge; bald behauptete man, das Negerblut enthalte mehr Eisentheile, und sey an sich dunkler, als das Blut der Europäer; bald gab man der Galle die Schuld, die gleichfalls dunkler bei ihnen seyn sollte, und deren Absonderung durch die heftige Hitze befördert würde. Andere suchten den Grund in der Samenfeuchtigkeit, oder in dem Gehirn der Neger, die man beide für dunkler hielt. Auf diese Art wurde der wahre Erklärungsgrund gleichsam nur immer mehr zurückgeschoben. Endlich stellte Blumenbach, dem alle diese Hypothesen nicht genügten, eine Meinung auf, bei welcher er von der neueren Chemie ausgieng, die ja schon so vieles, was vorher unerklärlich schien, wirklich erklärt hat. Er glaubt nämlich, die Ursache der Hautschwärze in einem Uebermaße von Kohlenstoffe in dem menschlichen Körper zu finden, welcher mit dem Wasserstoffe durch das Fell oder die Lederhaut ausgesondert, durch den Zutritt des atmosphärischen Wasserstoffes aber

präcipitirt und an dem malpighischen Netze, dem eigentlichen Sitze der Hautfarbe, angesetzt werde (1). Es ist, fügt er hinzu, bekannt, daß selbst den Negern ihre Nationalfarbe nicht angeboren wird, sondern daß sie dieselbe nach der Geburt, wenn das Band, welches die Frucht mit der Mutter zusammen gehalten hatte, getrennt ist, durch Hinzukunft der äußeren Luft erhalten. Soll nun dieses gehörig geschehen, so müssen die Blut-führenden Gefäße der dicken oder Lederhaut, den Kohlenstoff absondern können, und das obere Fellhäutchen der Luft zugänglich seyn. Denn, wird jene Wirkung gestört, oder hört sie gar auf, so bekommen auch die Neger zuweilen eine widernatürliche Weiße; so wie man von der andern Seite die Erfahrung gemacht hat, daß auf der weißen Haut durch dieselbe Wirkung Sommersprossen und schwarze Flecken entstanden, ja daß sie fast eine völlige Negerschwärze annahm. Jener Kohlenstoff nun scheint im Allgemeinen bei Schwarzgallichten am überflüßigsten zu seyn, welches wiederum von dem Klima herzurühren scheint; wie die häufigen Gallenkrankheiten und das cholerische Temperament der zwischen den Wendekreisen wohnenden Völker beweist. An den in Indien lebenden Europäern, und hauptsächlich an ihren daselbst gebornen Kindern haben sogar die Aerzte diese gallichte Beschaffenheit beobachtet. Die Pathologie oder Krankheitslehre bestätigt diese Meinung auffallend. Erscheinungen, die sich bei der Gelbsucht zeigen, bemerkt man auch bei den schwarzen Völkern; die gelb getünchte weißliche Haut in den Augen, die, auch nach gehobener Krankheit, zurückbleibende gelbe Farbe,

(1) Blumenbach, §. 44.

und endlich die Rußschwärze, die sich oft durch eine kritische Verwandlung der Krankheit in der Haut festsetzt (1).

Auf diese Art lassen sich nun auch alle übrigen Schattirungen, die zwischen der schwarzen und weißen Farbe liegen, aus den nämlichen Wirkungen herleiten. Je größer die Hitze eines Landes, desto dunkler ist die Farbe seiner Bewohner. An dem Senegal und in den angrenzenden Gegenden, wo das Thermometer in dem Schatten oft 112 bis 117 ° zeigt, ist der Mensch glänzend schwarz, wie Ebenholz. Jenseit des Aequators, in Kongo, Loango und Anziko, ist die Hitze und auch die Farbe dieselbe. Weiter gegen Süden und Norden, am Vorgebirge der guten Hoffnung und der Barbarischen Küste, ist sie schon dunkelbraun. In Asien, welches sich nicht bis an den Aequator erstreckt, und durch den von dem Südmeere herwehenden Ostwind abgekühlt wird, lebt der gelbe oder höchstens

---

(1) Man hat den Einwurf gemacht: „Warum der Kohlenstoff hier gerade als ein Oehl abgeschieden werde, und warum der Kohlenstoff nicht mit dem Wasserstoffe der atmosphärischen Luft zu Kohlensäure zusammentrete, und also vielmehr absorbirt, als präcipitirt werde?" — Man antwortet: „Das malpighische Netz enthalte Oehl genug, um allen Wasserstoff mit Sauerstoffe zu sättigen; nur sey hierzu ein größerer Grad der Hitze erforderlich, als derjenige, den die schwärzesten Völker erleiden". Es sey mir erlaubt, bloß zu bedenken zu geben: ob denn die natürliche Chemie in dem menschlichen Körper denselben Grad der Hitze erfordere, als die künstliche?

kupferfarbige Mensch, der Malabar, Hindustaner und Malayer. Das von dem Aequator noch weiter entfernte Europa hat in seinen wärmsten Theilen, Spanien, Portugal und der Spitze von Italien nur noch bräunliche Bewohner, die schon in den nördlichsten Gegenden von Spanien heller werden, und ganz nach Norden hin, in Deutschland, Dänemark und Norwegen, vollkommen weiß sind. Eine gleiche Veränderung und Umwandlung der Farbe hat man an Völkern beobachtet, welche sehr lange in einem andern Himmelsstriche lebten. Die Sarazenen und Mohren, die in dem siebenten Jahrhunderte das nordöstliche Afrika eroberten, und seitdem immer weiter gegen den Aequator vordrangen, sahen ihre ursprüngliche bräunliche Farbe allmählich in eine vollkommne Pechschwärze übergehen, die schon jetzt von der Negerfarbe nicht mehr zu unterscheiden ist. Das nämliche war der Fall bei den Portugiesen, die sich im vierzehnten Jahrhunderte an dem Senegal niederließen. Daß man diese Verartungen keiner Vermischung mit den Eingebornen zuzuschreiben brauche, beweisen die Habessinischen Juden, bei denen ja doch die Religion jede Vermischung verhindert. Sie sind eben so schwarz, wie die eingebornen Habessinier.

Sogar bei denselben Völkern erkennt man die besondern Stände und Personen, die mehr oder weniger der Luft und Sonne ausgesetzt sind, an der Farbe der Haut. Wie auffallend unterscheidet sich nicht der Landmann von dem Stadtbewohner, der im Freien, von dem, der im Hause arbeitet, ja an dem nämlichen Menschen Gesicht und Hände von den mehr bedeckten Theilen des Körpers? Und weiß nicht das schöne Geschlecht durch bloße Sorgfalt die

Haut so rein und weiß zu erhalten, daß oft ein größerer Abstand zwischen den Bewohnern Eines Hauses, als zwischen den entlegensten Völkern, Statt findet? Diesen auffallenden Unterschied entdeckt man überall, wo das weibliche Geschlecht von harten Arbeiten frei, und genug geachtet ist, um sich auf das Reitzende legen zu dürfen. Auch die Bewohner der kühlen und lichten Berghöhen, und der dichten schattigen Wälder sind merklich weißer, als diejenigen, die in offenen Flächen, wenn auch unter derselben geographischen Breite leben *(p)*.

„Aber man sieht doch nicht, daß die Neger, die in kältere Gegenden geführt werden, sogleich weiß; die Weißen, auch wenn sie sich nach den heißesten Kolonien begeben, unverzüglich schwarz werden; in Amerika findet man nirgends Neger, sogar nicht unter dem Aequator.“ Auch diese Einwürfe lassen sich befriedigend lösen. Das Klima allein thut nicht alles, auch der Körper selbst muß empfänglich seyn, und der Körper wird nicht auf Ein Mahl empfänglich, sondern erst in der Folge der Zeugungen. Uebrigens wird eine dunklere Farbe leichter angenommen, als abgelegt; ob man gleich an jung entführten Negern ein wirkliches Erblassen bemerkt hat. Amerika endlich hat nirgends, am wenigsten zwischen den Wendezirkeln, den Grad der Hitze, der in der alten Welt herrscht. Seine ungleich höheren Berge, größeren Flüsse, zahlreicheren Seen und ausgestreckteren Waldungen, und vorzüglich, seine Lage zwischen dem stillen und Atlantischen Meere, deren Oberfläche die sonst brennende Hitze der Winde kühlet, dieß alles verursacht, daß es daselbst keine Neger geben kann; so wie von der andern Seite

die verschiedentlich abgestufte Kupferfarbe seiner Bewohner den Einfluß des Klima's auf die Hautfarbe sichtbar bestätigt (1).

Das Haar, welches aus der allgemeinen Bedeckung des Körpers, nämlich der Haut, erzeuget und genähret wird, steht auch mit dieser in dem genauesten Verhältnisse; daher alles angeführte auch für die verschiedenen Farben des Haares gilt, um so mehr, da man zwischen dem Hauptхaare und der ganzen Konstitution eine durchgängige Uebereinstimmung entdeckt. Schwarzhaarige Menschen haben durchgängig eine festere Organisation und eine schwarz-

1) Zimmermann, S. 86 - 92. Diesen Unterschied beweis't folgende Tabelle nach dem Thermometer des Reaumur:

Amerika:

| Lage. | | Höchster Stand. | Niedr. Stand |
|---|---|---|---|
| Quito . . . . . . . . . . | 10° 13′ N.B. | 28 | 8 |
| Mexiko . . . . . . . . . | 20° " | 25 | 8 |
| Quebeck . . . . . . . . . | 46° 55′ " | — | 33 |
| Rio Janeiro . . . . . | 23° S.Br. | 22 2/9 | — |
| Baucaults Bai. . . . | 53° " | 10 | — |

Alte Welt:

| Lage. | | Höchster Stand. | Niedr. Stand |
|---|---|---|---|
| Pondichery . . . . . . | 11° 56′ N.Br. | 32 1/2 | 17 |
| Senegal. . . . . . . . . | 16° " | 38 | 14 |
| Insel Bourbon. . . . | 20° 51′ " | 38 | 21 |
| Chandernagore . . . . | 22° " | 33 1/2 | — |
| Paris . . . . . . . . . . . | 48° 50′ " | 27 | 15 |
| Vorgebirge d.g.Hoffn. | 33° 55′ S.Br. | 29 | 4 1/2 |
| Utrecht . . . . . . . . . | 52° 12′ N.Br. | 25 1/2 | — |

schwarzgallichte Temperatur; entsetzliche Beweise geben hiervon die Zucht- und Tollhäuser (1).

Die Uebereinstimmung der Hautfarbe mit der Farbe der Augen hat schon Aristoteles bemerkt; er nennt die Weißfarbigen blauäugig, die Schwarzen schwarzäugig. Jugend und Alter zeigen sich, wie an dem Haare, so auch an dem Augensterne, der eben so wie jenes bei neu gebornen Kindern heller ist, mit den Jahren dunkler wird, und endlich im grauen Alter wieder verbleichet (2).

Unendlich schwieriger, ja fast unmöglich, würde es seyn, die Verschiedenheit der Gesichtsbildungen zu erklären, wenn man von den unzähligen Nüancen, die in dieser Rücksicht vorkommen, vollständige Rechenschaft geben sollte. Schon früher ist bemerkt worden, daß hier nicht von der Physiognomie, als Ausdruck des Gemüths, sondern nur in so fern sie das Charakteristische eines Volkes bestimmen hilft, die Rede seyn könne. Daß aber das Klima auch hier einen entschiedenen Einfluß haben müße, folgt schon daraus, daß es wirklich eine klimatische Verschiedenheit der National-Gesichtsbildungen gibt. Denn bei gewissen Völkern unter einem bestimmten Himmelsstriche, findet man, auch in den verschiedensten Ständen, eine ganz bestimmte Gesichtsform. Ferner findet man Beispiele von Völkern, die ihre Wohnsitze verändert, und nun auch allmählich eine neue, dem neuen Klima eigenthümliche Gesichtsbildung, so wie von verschiedenen Zwei-

1) Blumenb. §. 51, am Ende.

2) Derselbe, § 53.

gen Eines Völkerstammes, die unter verschiedenen Himmelsstrichen auch eine ganz verschiedene Gesichtsbildung angenommen haben. Hierbei ist freilich vieles der Vermischung mit den Eingebornen beizumessen (1). Die eigentliche Schwierigkeit aber ist die, den Grund anzugeben: warum ein bestimmtes Klima gerade dieses bestimmte Gesicht hervorbringe? Doch haben scharfsinnige Männer auch dieses versucht. Kant sagt in seiner Abhandlung über die Menschenrassen: „Der Mensch war für alle Klimate und für jede Beschaffenheit des Bodens bestimmt; folglich mußten in ihm mancherlei Keime und natürliche Anlagen bereit liegen, um gelegentlich entweder ausgewickelt oder zurückgehalten zu werden; damit er

1) Ein auffallendes Beispiel von unveränderter National-Gesichtsbildung liefert die Jüdische Nation, die überall und immer, an einem gewissen charakteristischen Zuge, der leicht zu bemerken, aber schwer zu beschreiben ist, erkannt wird. Bl. S. 142. — Doch selten war der Aufenthalt der Juden unter einem und demselben Himmelsstriche langwierig und ruhig genug, daß der langsame Gang der Verartung sich deutlich hätte äußern können. Vielleicht hat auch ihre Sprache und Mundart keinen geringen Antheil an diesem Charakterzuge, den ich an einem, mir bekannten, früh getauften, nicht bemerke. Und wirklich gibt es hier, in Amsterdam, wo sie seit mehr als zwei Jahrhunderten ruhig leben, viele Juden, an denen man jenen Zug nicht findet, bis man etwa erfährt, daß sie Juden sind, und ihn nun schlechterdings finden will.

seinem Platze in der Welt angemessen würde, und in dem Fortgange der Zeugungen demselben gleichsam angeboren und dafür gemacht zu seyn schiene. — Wenn nun ein Volk lange Zeitläufte hindurch der Kälte der Eiszone ausgesetzt ist, so müssen sich mit ihm große Veränderungen zutragen. Alle Entwickelung, wodurch der Körper seine Säfte nur verschwendet, muß in diesem austrocknenden Himmelsstriche nach und nach gehemmt werden. Daher werden die Keime des Haarwuchses mit der Zeit unterdrückt, so daß nur diejenigen übrig bleiben, welche zur nothwendigen Bedeckung des Hauptes erforderlich sind. Vermöge einer natürlichen Anlage werden auch die hervorragenden Theile des Gesichtes, welches am wenigsten einer Bedeckung fähig ist, da sie durch die Kälte unaufhörlich leiden, allmählich flacher werden. So entspringt nach und nach das bartlose Kinn, die plattgedrückte Nase, dünne Lippen, blinzende Augen, das flache Gesicht, die röthlich braune Farbe mit dem schwarzen Haare, mit einem Worte, die Kalmükische Gesichtsbildung." — „Wirklich beobachtete ich, sagt Volney, in seiner Reise durch Syrien und Aegypten, daß die Züge der Neger genau jene Verziehung des Gesichtes darstellen, welche es annimmt, wenn es von grellem Lichte und großer Hitze geblendet wird. Die Stirn runzelt sich, die Wangen ziehen sich in die Höhe, die Augenlieder schließen sich, der Mund wird aufgeworfen. Diese Verziehung mußte endlich der Physiognomie eigenthümlich und charakteristisch werden." — Auf diese Weise kann auch die Nahrung auf die Gesichtsbildung wirken. Um rohe und sehr harte Speisen zu zerreißen, und zu zermalmen, müssen Mund und Muskeln eine eigene Richtung anneh-

men. Eben so die Arbeit und Lebensart. Denn wenn auch die Anstrengung der besondern Organe, die eine gewisse Verrichtung erfordert, sich nicht gerade auffallend in dem Gesichte ausdrückt, so verräth doch der Gang und die Haltung bei manchem gleich sein Gewerbe. Die platten Nasen und dicken Lippen der Neger werden von der Gewohnheit hergeleitet, daß die Kinder von ihren Müttern auf dem Rücken getragen, und also durch die beständige, oft heftige Bewegung derselben, besonders jeden Morgen beim Hirsestampfen, unaufhörlich gestoßen werden (1). Ueber dieß ist es gänzlich außer Zweifel gesetzt, daß verschiedene Völker sich alle mögliche Mühe geben, das Gesicht ihrer Kinder, durch Drücken und Biegen, so zu formen, wie ihr National-Begriff von Schönheit es erfordert (2) *(q)*.

Alles dieses gilt in vorzüglichem Sinne von den Schädeln. Zwar sind die Knochen die festesten und beständigsten Theile des menschlichen Körpers, die den übrigen zur Stütze und Grundlage dienen, und worauf die Form des ganzen Körpers, besonders des Gesichts, gleichsam beruht; dennoch sind sie, mehr als die weicheren Theile, immerwährenden Veränderungen ausgesetzt, indem ihre Bestandtheile unmerklich aufgelöst und eingesogen werden, wogegen sich neue, aus dem Blute ausgeschiedene, wieder ansetzen. So fügen sie sich eben so sehr nach der Form der anliegenden Theile, als diese sich nach

---

1) Blumenbach, §. 57, S. 140.

2) Ebendas.

der ihrigen. Am augenscheinlichsten zeigt sich dieses an dem Kopfe eines bejahrten Menschen. Die innere Oberfläche des Schädels ist gleichsam ein Abdruck der Lappen und Windungen des Gehirns, die äußere hingegen zeigt deutlich die Einwirkung der Muskeln und der ganzen Gesichtsbildung, die man also auch aus dem fleischlosen Schädel bestimmen könnte (1). Hieraus folgt nun, daß alles, was auf die Gesichtsform wirkt, auch auf den Schädel wirken müße. Das Klima und die Lebensart, deren Einfluß wir anerkannt haben, werden denselben also auch hier zu zeigen nicht unterlassen.

Daß die Knochen, die bei dem erwachsenen Menschen sogar die sanften, aber anhaltenden Eindrücke der weichen Theile annehmen, in der Kindheit, wo sie ohnehin noch biegsam sind, allen gewaltsamen Verbiegungen widerstehen sollten; dieses zu glauben, wäre ungereimt, oder man müßte denselben eine gewisse Elasticität zugestehen, wodurch sie sich so gleich in ihren vorigen Zustand wieder herstellten. Ohne dieß kann man von der Erziehung schon im Voraus verschiedene dem jedesmahligen Volksgeschmacke entsprechende Schädelfiguren erwarten; auch hat man wirklich dieser Ursache vieles zugeschrieben. Vesalius leitete das eingedrückte Hinterhaupt und den breiteren Kopf der Deutschen daher, daß die Kinder in der Wiege immer auf dem Rücken lägen; den Holländern aber schrieb er einen längeren Kopf zu, weil die Mütter ihre Kinder sorgfältig auf die Seite legten. Die Amerikanischen Völkerschaften von Süd-Karolina bis

1) Blumenbach, §. 63.

Neu-Mexico zeichnen sich durch eine plattgedrückte Hirnschaale aus, welche daher entstehen soll, daß die Kinder in abschüßiger Lage mit der Scheitel und dem ganzen Körpergewichte gegen einen mit Sand gefüllten Sack liegen. Fast alle Nationen finden an den Köpfen ihrer Kinder etwas zu biegen und zu drücken, es sey nun daß die Hebammen meinen „man müsse die Hirnschaale schließen", oder daß sie, wie in Konstantinopel, die Mütter ausdrücklich fragen, „welche Form sie für den Kopf ihres neu gebornen Kindes wünschen". So wahr als witzig sagt daher Rousseau: (1) „So wie der Schöpfer ihn gemacht hat, wäre unser Kopf nicht gut geformt, die Hebammen müssen ihn erst von Außen, die Philosophen von Innen bilden. Die Karaiben sind zur Hälfte glücklicher als wir." Zwar hat man eingewendet, die Natur dulde einen solchen Zwang nicht; allein wie sehr fällt dieses nicht schon in dem Pflanzenreiche in die Augen, wo man vielen Bäumen eine ganz willkührliche Gestalt gibt. Es grenzt überhaupt an Eigensinn, eine Sache die durch einmüthige Uebereinstimmung von Augenzeugen beglaubigt, ja von vielen Völkern durch die That selbst anerkannt wird, in Zweifel ziehen zu wollen. Die Omaguas, oder Camperas pressen die Stirn ihrer neu gebornen Kinder zwischen zwei Bretter, damit sie dem Volksnahmen, welcher Flachkopf bedeutet, desto mehr ent-

1) *Nos têtes seroient mal de la façon de l'auteur de notre être: il nous les faut façonnées au dehors par les sages-femmes, et au dedans par les Philosophes. Les Caraïbes sont de la moitié plus heureux que nous.* J. J. Rousseau Emile, T. I. p. 13, et *mp.* 1762.

sprechen sollen; eine Gewohnheit, welche ihnen schon vor zweihundert Jahren von den Spanischen Koncilien auf das strengste untersagt wurde (r).

Es fragt sich, ob die Kinder dieser Völker diese Schädelform ursprünglich mit zur Welt bringen; so daß die Kunst nur höchstens der Andeutung der Natur folge, und also alles Angeführte nur als mitwirkende Ursache der National-Verschiedenheit müße betrachtet werden? Zwar behauptet Ludwig, an zwei Neger-Embryonen schon deutlich die Nationalform des Schädels entdeckt zu haben (1); aber dieses würde uns vorerst nur auf die Hypothese des Hippokrates führen: „daß die Natur in so weit den Zwang der Kunst annehme, daß sie im Fortgange der Zeugungen allmählich dieselben Formen hervorbringe, welche man anfangs ihren Produkten gewaltsam aufgedrungen habe; so wie sie ja augenscheinlich Familien- und National-Physiognomien bilde". Den Grund dieser Hypothese findet der Koische Weltweise in einer andern, daß nämlich der Zeugungssaft aus allen Gliedern des Körpers ausgeschieden werde, wodurch sich der Fötus gleichsam nach ihrer Urform bilde. Diese letztere nimmt auch Büffon an. In der That erklärt sie mehr als irgend eine andere, die sonst unerklärliche Familienähnlichkeit, und wenn sie gleich von Haller, Bonnet u. a. widerlegt zu seyn scheint; so haben doch diese keine andere Erklärung eines Phänomens gegeben, welches in Ansehung der Familien wenigstens nicht geläugnet werden kann (s).

1) Ludw., §. 148.

Und nun möge der Leser selbst urtheilen, ob nicht schon eine hinlängliche Anzahl Ursachen für die Hauptverschiedenheiten des Menschengeschlechts angegeben worden sind, die, wenn auch nicht einzeln, doch wenigstens zusammen genommen hinreichend sind, diese Verschiedenheiten zu erklären, ohne daß man nöthig hätte, mehr als eine ursprüngliche Gattung anzunehmen; ja ob alle diese Ursachen nicht die Nothwendigkeit dieser Verschiedenheiten so deutlich beweisen, daß man sich vielmehr wundern sollte, wie der Mensch allein unter so verschiedenen Himmelsstrichen und bei so abweichender Lebensart, noch so wenig entarte; da man bei mehreren Thieren, deren Wohnort doch viel bestimmter, deren Haut viel mehr gedeckt, deren Nahrung viel einförmiger ist, und bei denen vorzüglich keine willkührliche Angewöhnung zur zweiten Natur werden kann, ungleich größere Verschiedenheiten und Ausartungen bemerkt (1).

(1) Blumenbach zeigt diesen auffallenden Unterschied an verschiedenen Säugethieren, ohne daß man zweifelt: daß sie zu derselben Gattung gehören. Die aus Europa nach der Insel Cuba gebrachten Schweine werden daselbst um das zwiefache größer; eben so wie die nach Paraguay übergebrachten Ochsen. In der Normandie sind die Schweine insgesammt weiß, in Savoyen, schwarz, in Bayern röthbraun. Auf der Küste von Guinea sind so wohl die Vögel, besonders das Hühnergeschlecht, als die Hunde, schwarz, wie die Menschen. Der Hund hat daselbst die nämliche seidene Glätte und Weichheit der Haut, und dieselbe eigenthümliche Ausdünstung, die man an

Mag es auch immer andern zweifelhaft bleiben, wir wenigstens halten den Menschen, ungeachtet seiner Verschiedenheiten, überall für einen und denselben; so wie, ungeachtet aller Rohheit, für das einzige Vernunftwesen der sichtbaren Schöpfung. Und diese Ueberzeugung muß nun auch das Interesse, ihn in seinen ver-

---

den Menschen bemerkt. Wie verschieden sind in verschiedenen Klimaten die Haare nicht, z. B. die Wolle der Schafe, von der zarten Tibetischen bis zur starren und groben Aethiopischen; oder die Borsten der Schweine, die in der Normandie nicht einmahl zu Kehrbürsten taugen! Welch ein Unterschied ist zwischen den langen sammtnen Haaren der Angorischen oder Anzyrischen Ziegen, Katzen und Kaninchen, und denen der unsrigen! Welch ein ganz anderes Verhältniß der Theile bei den Arabischen und den Holsteinischen oder Friesischen Pferden, den langfüßigen Ochsen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und den kurzfüßigen Englischen! In einigen Provinzen von England, Island u. a. haben die Ochsen gar keine Hörner, in Sizilien ungemein große. Man vergleiche das vielgehörnte Schaf mit dem unsrigen; ja es gibt ganze Stämme von Schweinen sowohl mit Hufen als gespaltenen Klauen. Der Schädel des Aethiopiers weicht nicht mehr ab von dem des Europäers, als der Kopf des Schweines von dem des Ebers, oder der Kopf eines Neapolitanischen Pferdes, welchen man der Aehnlichkeit wegen den Widderkopf nennt, von dem der Ungarischen, der sich durch eine kurze und weite Kinnlade auszeichnet. Blumenbach, §. 26 - 31.

schiedenen Gestalten und Erscheinungen auf das genaueste kennen zu lernen, mächtig erhöhen und beleben.

Wir machen in unsern folgenden Schilderungen den Anfang mit den Südsee-Insulanern, auf diese folgen die Australier, dann die Amerikaner, Afrikaner und Asiaten, zuletzt die Europäer. Diese Ordnung dürfte manchen befremden, der die jetzige Bildung der letztern, oder das hohe Alter und die ehemahlige Größe der Asiaten bedenkend, diesen den Vorrang geben möchte. Wir wollen die Gründe dieser Rangordnung, so wie den Plan des ganzen Werkes, näher darlegen.

Da es unsere Absicht ist, den Menschen zu beobachten, wie er erscheint, um so das zu finden und zu bestimmen, was er seiner ursprünglichen Anlage nach ist, und durch ihre vollständige Entwickelung, d. i. durch Bildung, werden kann; so mußte uns diese Absicht selbst zuförderst auf die dem Naturstande am nächsten gebliebenen Bewohner der neuen Welt, und von diesen zu den wenig bekannten Nationen Afrika's führen, um von da den Uebergang zu den einförmigen und uralten Sitten der Asiaten zu machen, bis wir in Europa, die verschiedenen Grade seiner Kultur beobachtend, mit der gegenwärtigen Höhe unserer eigenen Bildung zusammen treffen.

Um nun auf diesem Wege, welcher uns der natürlichste schien, unser Ziel zu erreichen, werden wir aus den zuverläßigsten Reisebeschreibungen alles, was den bloßen Menschen, sowohl in Ansehung seiner Gestalt, Lebensart, Sitten und Gebräuche, als seines Wohnortes, betrifft, mit kritischem Fleiße zusammen tragen, und vor allem dasjenige, was eigne Anschauung erfordert, durch die treuesten Abbildungen darzustellen suchen. So wie

wir uns da, wo es auf genaue Bestimmung ankommt, überall an das eigene Wort der vorzüglicheren Reisebeschreiber halten wollen; eben so werden wir bei den Abbildungen die besten Zeichnungen und Kupferstiche mit sorgfältiger Gewissenhaftigkeit, und zugleich mit kritischem Hinblick auf die beigefügten Beschreibungen, benutzen. Zwar sind uns schon andere auf diesem Wege vorgegangen; indessen sie begnügten sich gewöhnlich damit, ihre Quellen bloß auf dem Titel zu nennen, ohne die jedesmahligen Angaben stellenweise zu belegen; und lieferten größtentheils eben so unzuverläßige Abbildungen, wobei es nicht sowohl um das Charakteristische der Gesichtsbildung, Farbe und Statur, als um die bunte und sonderbare Kleidung zu thun zu seyn schien (1). Solche Vorgänger mußten uns vielmehr reitzen, als zurückhalten von einem Unternehmen, welches sich schon durch die Anstrengung, die es erfordert, bei einer Nation empfehlen muß, die von jeher eine preiswürdige Abneigung gegen alle Oberflächlichkeit bewies.

---

1) *Jacques Grasset st. Sauveur, tableaux des principaux peuples de l'Europe. de l'Asie, de l'Afrique, de l'Amerique et les decouvertes de Cook, la Perouse etc. etc. Paris, an VI, 4to. Tableau Historique, Topographique et Moral des peuples des quatre parties du monde, par M. Save, Paris, an IX, 8vo. Costumes civils actuels de tous les peuples connus, dessignés après la Nature, accompagnés d'une notice Historique sur les mœurs etc., par Sylvan Marechal, 8vo. Paris. Encyclopedie des voyages par J. G. st. Sauveur, Paris, 1796, 4to.*

Das Oestliche oder Große Weltmeer, gewöhnlich die Südsee genannt, ist der größte Theil des ganzen Oceans. Seine natürlichen Grenzen sind in der Breite gegen Osten die Westküsten von Amerika, und gegen Westen die Ostküsten von Asien und Australien. In der Länge stößt es gegen Süden seiner ganzen Breite nach an das südliche Eismeer. Gegen Norden zieht es sich allmählich zwischen Asien und Amerika in die Straße Anian zusammen, durch welche es an das nördliche Eismeer grenzt. Zwischen dem Wendekreise des Krebses und dem nördlichen Polar-Zirkel, folglich in der nördlichen gemäßigten Zone, heißt es die Nordsee; zwischen den beiden Wendekreisen, in der heißen Zone, wird es die Mittelsee oder das eigentliche Stille Meer genannt; und vom Wendekreise des Steinbocks bis zum südlichen Polar-Zirkel, also innerhalb der südlichen gemäßigten Zone, nennt man es die eigentliche Südsee. Den Nahmen des Stillen Meeres führt der mittlere Theil des großen Weltmeeres wegen der Stille und Ruhe seiner Gewässer und wegen der Beständigkeit seiner Winde, der Ostpassatwinde, welche den Seefahrer von Acapulco, dem Hafen von Mexico, nach den Philippinischen Inseln bringen, ohne daß er nöthig hätte, seine Segel umzuhängen.

Magellan, de Quiros, le Maire, Schouten, Tasmann und Dampier hatten dieses Meer schon früher beschifft; allein sie waren meistens zwischen den Wendekreisen geblieben, und hatten nur sehr unvollständige Berichte geliefert. Dem verflossenen Jahrhunderte war die genauere Kenntniß eines so ansehnlichen Theiles unserer Erde vorbehalten. Nicht nur sahe es ihn von Roggeveen, Wallis, Bougainville, Cook, la Perouse und Billardiere in allen Richtungen durchkreuzen, sondern es lernte in demselben auch eine Menge Inseln, ja an seiner westlichen Grenze sogar ein neues Continent, nämlich Australien oder Neu-Holland, kennen.

Die meisten dieser Inseln liegen in Gruppen zusammen, und haben in Ansehung der Sprache und Sitten ihrer Bewohner eine so auffallende Aehnlichkeit mit einander, daß die Entdecker sich hierdurch veranlaßt sahen, sie, außer ihren eigenthümlichen Nahmen, noch nach diesen Gruppen zu benennen. Die hierher gehörigen Inselgruppen sind folgende: nördlich vom Aequator: die Pelew- die Mulgrave's- die Sandwich-Inseln; südlich vom Aequator: die freundschaftlichen, die Gesellschafts- und die Marquesas-Inseln. Die Bewohner dieser Inseln sind nicht mehr von einander verschieden, als die Bewohner der verschiedenen Provinzen irgend eines Reiches auf dem festen Lande. Dieß setzt uns auch in den Stand, sie auf dieselbe Weise zu behandeln, die wir bei den Völkern der alten Welt werden beobachten müssen, deren geringe, oft unmerkliche Abweichungen zu bestimmen, eine so schwierige als endlose Aufgabe seyn würde.

# Otaheiti.

So wie die heilige Geschichte des menschlichen Geschlechts mit einem Paradiese, die Profan-Geschichte mit einem goldnen Weltalter anfängt; so eröffnet sich unsre Betrachtung des Menschen, wie er jetzt erscheint, mit einem Aufenthalte, der für den ermüdeten Seefahrer ein wahres Paradies ist, und mit Bewohnern, deren Sitten, in mancher Hinsicht das Ideal eines goldnen Zeitalters darstellen; obgleich einige ihrer Laster die menschliche Natur in ihrer schrecklichsten Entartung zeigen.

Weder die bloße Gewinnsucht des Handels, noch die Herrschbegier, die in allen Welttheilen Unterthanen sucht, noch auch die Schwärmerei haben die Societäts-Inseln entdeckt, in deren Kreise sich Otaheiti auszeichnet. Ein ungleich edlerer Trieb, der Trieb Wahrheit zu suchen, und zu verbreiten, charakterisirte den Geist des vorigen Jahrhunderts, als sie entdeckt wurden, und verschaffte uns unpartheiischere, genauere und ausführlichere Berichte, als die niedrigeren Triebfedern der früheren Entdecker gestatteten.

Wahrscheinlich hatte schon de Quiros, im Jahr 1606 Otaheiti gesehen (1); aber erst 1767 wurde es von Wallis vollkommen entdeckt, und King Georgs Insel genannt (2). De Bougainville landete daselbst im Jahre 1768, und gab ihm seinen Landesnahmen Taheiti wieder. Hierauf besuchte Cook es drei Mahl, 1769, 1774 und 1777, und nun wurde es bei den Europäern allgemein bekannt; so daß die Londoner Missions-Gesellschaft schon Lehrer des Christenthums dahin gesandt hat, deren langem Aufenthalte und vertraulichen Verhältnissen daselbst wir die vollständigsten Nachrichten über seine Bewohner zu verdanken haben.

Die Lage der Insel ist von Cook zuletzt auf 17° 29 ¼′ südlicher Breite und 150° 20′ westlicher Länge bestimmt worden. Sie ist beinahe zirkelrund und hängt vermittelst einer schmalen Erdzunge mit einer kleineren Insel von der nämlichen Figur, die auch unter demselben Nahmen begriffen ist, zusammen.

Das Klima ist, obgleich Otaheiti zwischen den Wendekreisen liegt, dennoch durch die Kühlung der Seewinde so gemäßigt, daß das Thermometer zwar nie unter 63°, aber auch selten über 73° kommt.

---

1) Missions-Reise in das südliche Stille Meer, unternommen in den Jahren 1796, 1797 und 1798, mit dem Schiffe Düff unter der Führung des Capitains James Wilson. Wien, 1801. S. 7.

2) Ebendaselbst, S. 10.

Der Boden ist vulkanisch und gleicht einem mit einer Korallenklippe umgebenen Berge, dessen Fuß regelmässig bewohnt und bebaut ist. Er ist ausnehmend fruchtbar und bringt, fast ohne alle Bearbeitung, einen Ueberfluß der mannigfaltigsten, schönsten und wohlschmeckendsten Gewächse hervor, worunter der Uru oder die Brotfrucht das vorzüglichste ist. Die waldigten Berge hegen eine Menge Vögel, von großer Schönheit und lieblichem Gesange: hier hört man die Lerche wie den Papagai, und findet sogar manche, die sonst nicht bekannt sind. Noch ergiebiger jedoch sind die Gewässer, die, rund um die Insel her, ein zahlloses Heer von Fischen aller Art, ja sogar einige ganz eigenthümliche, nähren. Die Hausthiere dagegen bestehen bloß aus Hunden, Schweinen und Katzen; Raubthiere aber gibt es nicht auf der ganzen Insel, sogar keine Schlangen.

Dagegen ist die Bevölkerung von Otaheiti, nach Maßgabe der Größe und Fruchtbarkeit der Insel, sehr gering, welches vielleicht von den Sitten der Einwohner herzuleiten ist; die übrigens so groß und wohlgebildet sind, wie man sie in einem so reich gesegneten Lande nur immer erwarten darf.

Die Männer sind im Durchschnitte sechs Fuß hoch, rüstig, schlank und von starkem Muskelbaue; die Weiber gewöhnlich einige Zoll kleiner, und wo nicht schön, wenigstens reitzend.

In Ansehung der Größe hat man noch eine nähere Bemerkung gemacht, welche den Rang der Personen betrifft,

trifft, als seyen nämlich die Vornehmen und Häupter des Volkes mit ihren Weibern, größer und stärker als dieses, und diesen Vorzug schreibt man ihrer reichlicheren und gemächlicheren Lebensart zu. Noch auffallender aber ist die Verschiedenheit der Farbe in den verschiedenen Ständen, denn die gemeine Klasse ist um so viel dunkler, daß Bougainville glaubte, es gäbe auf Otaheiti zwei besondere Menschenrassen. Aber auch dieses läßt sich befriedigend, aus der größeren Sorgfalt der Vornehmen gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen erklären, denen sich das gemeine Volk, vorzüglich beim Fischfange, beständig auszusetzen genöthigt ist.]

Ihre Farbe ist ein zur Kupferfarbe sich neigendes Olivengelb, oder dasjenige Braun, welches sogar in Europa viele dem schönsten Weiß und Roth vorziehen; so daß Bougainville der Meinung ist, die Otaheitischen Frauenzimmer würden, wenn sie der Luft und Sonne weniger ausgesetzt wären, beinahe so weiß seyn, als die Französischen. Wenigstens können sie nicht viel dunkler seyn, als unsre Brünetten, da man auf ihren Wangen, noch deutlich das Erröthen bemerkt. Diesen Vorzug scheinen sie indessen mehr der Kunst, als der Natur zu verdanken, indem sie oft zwei ganze Monate lang in ihren Wohnungen bleiben, sich reichlich mit Kleidungsstücken bedecken, und von nichts als Brotfrucht leben.

Das Haar ist durchgängig schwarz und stark, und wird von den Weibern kurz, von den Männern hingegen lang getragen. Beide salben es mit Kokosöhl, welches eine große Unreinlichkeit verursacht, wogegen ihnen erst

seit Kurzem der Kamm bekannt geworden ist. Den Bart rupfen sie größten Theils aus, und halten ihn übrigens nach Belieben, aber immer sauber; auch unter den Achseln dulden sie kein Haar.

In ihrer Gesichtsbildung bemerkte Bougainville nichts, wodurch sie sich von den Europäern unterschieden hätten. Cook fand dieselbe angenehm, ohne hervor stehende Stirn und Wangen oder eingesunkene Augen; nur die Nase schien ihm etwas platt. J. R. Forster nennt ihre Züge ziemlich regelmäßig schön; nur die Nase unterwärts etwas zu breit. Bei Wilson heißt es von den Frauenzimmern: „Ihre Augen sind schwarz und funkelnd, ihre Zähne weiß und eben, ihre Glieder schön gerundet, ihre Haut sanft und zart, ihr Haar glänzend, gesalbt und mit Blumen geschmückt; gleichwohl fanden wir ihre Züge nicht schön, da sie von Jugend auf das Gesicht durch einen gewissen Druck erweitern, den Mund vergrößern, und Nase und Stirn platt drücken, welches ihnen ein zu männliches Ansehen gibt. Indeß besitzen sie viel weibliche Anmuth; nie entstellen düstere Falten ihr Gesicht, und nie ist ihre Stirn von Trübsinn oder Argwohn umwölkt". Beide Wilson und Forster stimmen darin überein, daß ihre Arme und Hände überaus schön geformt sind; indem ersterer auch die Füße in Schutz nimmt, welche letzterem etwas unförmlich schienen.

Die Kleidung beider Geschlechter ist fast dieselbe; nur tragen die Männer ein schmales Stück Zeug um die Hüften, dessen Ende zwischen den Schenkeln durchgeht, vorn aufgezogen, und ihre Hose oder M a r r o ge-

nannt wird. Uebrigens besteht ihre Kleidung aus einem viereckigen doppelten Stücke, welches den Männern anderthalb Mahl um den Leib, den Weibern über die Brust geht, und den ersteren bis auf die Knie, den letzteren oft bis an die Knöchel herab reicht; nebst einem andern länglichten Stücke mit einem Loche in der Mitte zum Durchstecken des Kopfes, welches ebenfalls bis an die Knie geht, die Arme aber völlig unbedeckt läßt. Ueber das Ganze werfen die Weiber oft noch ein anderes sehr feines in weiten Falten geschmackvoll hin. Dieses ist gewöhnlich weiß, da die andern von willkührlicher Farbe sind. Bei dieser Gleichförmigkeit besteht die Kostbarkeit der Tracht mehr in der größeren Anzahl der über einander geschlagenen Tücher, als in ihrer glänzenderen Farbe, oder vorzüglicheren Feinheit; so daß die Gemeinen schier ganz nackend gehen, die Männer in ihrer Hose, die Weiber in einer Art Unterrock; die Vornehmen aber oft nach Hause eilen müssen, um sich der Last ihres Reichthums, den ihnen die Hitze oft unerträglich macht, zu entledigen. Auch die angesehensten Frauenzimmer behalten in ihren Häusern bloß den Unterrock an, und entblößen sich, sogar vor den Augen der Fremden, ohne alle Verlegenheit bis zum halben Leibe. Roth und Gelb sind die Lieblingsfarben dieses Volkes, wovon die erstere ungemein schön ist.

Während also Arme und Beine gänzlich frei bleiben, wird der Kopf allein auf mehr als eine Weise bedeckt. In wenig Augenblicken wissen sie sich kleine Hüthe von Mattwerk oder hochgelben Kokosblättern zu verfertigen; außerdem aber haben sie noch einen Kopfschmuck, nämlich einen gewissen Turban, den beide Geschlechter tragen,

und vorzüglich eine Art von Perrücken, aus langen Menschenhaaren fein geflochten, welche sich die Frauenzimmer, in Form eines Hütchens, um und über den Kopf schlingen; indem sie verschiedene weiße und hellgelbe Blumen dazwischen stecken. Die Männer hingegen schmücken das eigne Haar mit den Federu der Tropickvögel, wobei ihnen eine schwarze mit Wasser gefüllte Kokosschale zum Spiegel dient. Beide Geschlechter tragen Ohrringe, doch nur an einer Seite, und nehmen dazu alles, was bunt und glänzend ist. Den Blumenschmuck liebt dieses liebliche Volk vor allem, daher eine angenehme Frische sie stets umduftet; wozu freilich auch ihre außerordentliche Reinlichkeit nicht wenig beitragen mag.

Drei Mahl des Tages baden sie sich in frischem Wasser, und spülen sich immer darin ab, wenn sie aus dem Seebade kommen. Sogar die Mahlzeit wird öfters unterbrochen, um Mund und Hände zu waschen, wodurch sie die Zähne weiß und den Athem rein erhalten.

Die Wohnungen dieses holdseligen Volkes sind zwar nur länglichte, ungefähr achtzehn Fuß lange, an beiden Enden zugeründete Hütten, ohne alle Verschläge; allein ihre anmuthige Lage in kleinen, von allen Stauden gesäuberten, Wäldchen von Brot- oder Kokosbäumen macht den Reisenden, der in dem Schatten die süßeste Erquickung findet, diese Armuth, wenn man sie so nennen will, gänzlich vergessen. Auch fühlen die Einwohner selbst sie nicht, da sie fast durchaus im Freien, unter ihren gastfreundlichen Bäumen leben, und der Wohnungen höchstens nur für die Nachtruhe zu bedürfen scheinen. Aber auch diese hal-

J. Kuyper, del. L. Portman, sculp.

ten manche, so wie ihren Mittagsschlummer alle, unter freiem Himmel. So sehr sie übrigens den Schlaf lieben, so gering sind selbst in den Häusern die Anstalten dazu. Eine Matte, oder ein Stück Zeug nebst einem hölzernen Stühlchen zum Kopfkissen macht ihr ganzes Lager aus, welches gewöhnlich auf dem Boden ausgebreitet wird; von dem sie aber oft durch die Flöhe verjagt und daher genöthigt werden, eine Art Bettstellen aufzuschlagen.

Gewohnt, mit untergeschlagenen Beinen auf der Erde zu sitzen, brauchen sie weder Stuhl noch Tisch; doch haben sie mehrere Sitze für Gäste. Auf einem solchen sitzend hat der Künstler seine Otaheitier vorgestellt. Der Mann ruht mit der linken Hand auf einer aus einem hohlen Blocke verfertigten Trommel, die unten geschlossen, und oben mit einer Haifischhaut bespannt ist: und nicht mit dem Klöppel, sondern mit der Hand geschlagen wird. Das Gesicht ist das des Königs Otu; die Kleidung ist die gewöhnliche. Die Frau ist in dem Gewande einer Tänzerinn, welches sich von der gewöhnlichen Tracht nur durch die Verzierung um die Lenden und die Federbedeckung der Brüste unterscheidet, und nur darum hier gewählt ist, weil dieser Charakter bei Cook am ausführlichsten dargestellt wird. Das Entblößen der Schultern und Brust in der Gegenwart eines Oberhauptes ist übrigens allgemeine Sitte, vorzüglich bei den Weibern; die sogar keinen geweihten Boden anders betreten dürfen.

Die Hauptbeschäftigungen der Otaheitier sind die Fischerei und die Bereitung ihrer Zeuge. Erstere ge-

schieht in ihren künstlich geschnitzten Kanots mit Netzen und Angelschnüren, die sie aus einer dem Hanfe ähnlichen Pflanze verfertigen, auch mit Harpunen, welche sie sehr geschickt zu behandeln wissen. Letztere hat sehr viel Aehnlichkeit mit unserer Papierbereitung. Der Stoff, den sie aus verfaulter oder aufgelöster Baumrinde machen, ist so dünn und glatt, wie das Papier, ohne die Sprödigkeit desselben zu haben, und widersteht auch der Nässe besser als dieses.

Diese beiden, so wie noch andere Arbeiten, der Schiffbau, Korb- und Mattwerk, beschäftigen sie jedoch nicht so sehr, daß ihnen nicht noch Zeit genug zu allerlei Ergötzungen übrig bleiben sollte. Hierzu gehören das Schwimmen in der Brandung, nebst mancherlei Leibes- und Waffenübungen. Männer, Weiber und Kinder, alles geht zusammen ins Wasser: und hier fürchten sie nicht einmahl die Haifische. Ihre Ringer sowohl als Ringerinnen, die gewöhnlich den Kampf eröffnen, übertreffen an Behendigkeit und Stärke die Englischen Boxer. Schleuder, Bogen und Wurfspieß sind in ihren Händen sicher und fernhin treffende Waffen. Alle diese Spiele sind gewisser Maßen Volksfeste, und erinnern, so wie ihre Kleidung an die Römische, an die Wettspiele der Griechen; denn auch hier nehmen ganze Distrikte Theil an der Ehre des Sieges, den die Weiber mit fröhlichen Tänzen feiern.

Der Tanz gehört zu ihren liebsten Vergnügungen. Er ist gewöhnlich mit einer Art von Schauspiel verbunden, welches an die Anfänge der dramatischen Künste

bei den Griechen erinnert. Ihre Heiwa's oder Ballette werden von Männern und Weibern, in abgesonderten Parthien, aufgeführt, sowohl bei Tage, als bei Nacht mit Fackeln. Ein Ceremonienmeister leitet die Bewegungen, und wenn die Tänzerinnen abtreten, erscheint ein Chor, der zur Musik singt, oder es werden Pantomimen aufgeführt, wobei ihre Satyre sogar die Oberhäupter nicht verschonet. Jede beliebige Zahl von Tänzerinnen kann zugleich auftreten; da aber die dabei übliche Tracht sehr kostbar ist, so erscheinen selten mehr, als zwei oder vier, zu gleicher Zeit. Wenn das Oberhaupt dabei gegenwärtig ist, werdenihm nach geendigtem Balle die Kleider geschenkt.

Weniger kostspielig, und daher allgemeiner, ist der Ponnare oder Abendtanz, der gewöhnlich in der Kühle desSchattens und zwar bloß vonFrauenzimmern aufgeführt zu werden scheint. Sie halten vollkommen Takt mit der Musik, indem sie sowohl mit den Händen als mit den Füßen eine regelmäßige Bewegung machen.

Diese Tänze beschreiben einige Reisende, wozu auch Cook gehört, als sehr unzüchtig; jedoch bei Wilson wird bemerkt, daß dieses nur von einer gewissen muthwilligen Klasse gilt, deren Betragen man eben so wenig für den Maßstab der Otaheitischen Sitten nehmen könne; als man die Europäischen nach dem Betragen jener feilen Geschöpfe beurtheilen kann, die mit der Unzucht ein Gewerbe treiben.

Ueber dieß hängt ja auch der Anstand immer von den Landessitten ab, und was bei einem Volke schändlich ist,

kann oft bei dem andern ehrenvoll seyn. Die Blöße hat nichts Anstößiges für diejenigen, die fast ganz nackend gehen, und in Ansehung solcher Dinge, deren bloße Vorstellung bei uns schon die jungfräuliche Ehrbarkeit beflecken würde, nicht einmahl die Unerfahrenheit der Jugend heucheln können. Was also hier noch wahre Unschuld und Einfalt ist, muß schon in Anderer Augen Schamlosigkeit, und die argloseste Schäckerei abscheuliche Unzucht scheinen.

Die Weiber baden sich täglich in Gesellschaft der Männer, ohne irgend eine andere Bedeckung, als einen Schurz von Kokosblättern. Dessen ungeachtet dulden sie nicht die geringste Unsittlichkeit, die sie einem Manne eben so hoch, als ihrem eigenen Geschlechte, anrechnen würden; und sie selbst beschuldigen die Englischen Matrosen, sie beim Tanze zu Unanständigkeiten, welche sonst, wenigstens nie öffentlich, Statt fanden, durch Geschenke verleitet zu haben.

Uebrigens sind ihre Begriffe von Ehrbarkeit eben so sonderbar, als manche ihrer Gebräuche. Bei der gewissenhaftesten ehelichen Treue bleibt das Weib dem Tayo oder Freund ihres Mannes stets zugänglich; bei dem es hingegen Blutschande seyn würde, wenn er sich den Schwestern oder Töchtern desselben näherte: weil diese, wie seine eignen betrachtet werden. Das Symbol dieses ganz eignen Verhältnisses ist die Verwechslung der Nahmen. Ihre Heirathen werden ohne alle Ceremonien vollzogen; aber verschiedene Feierlichkeiten folgen darauf. In der Ehe sind alle Güter gemein; bei der Trennung nimmt jeder Theil das seinige zurück.

Nirgends in der Welt werden Kinder mit weniger Schmerzen und Gefahr geboren. Nur das heftige Dampfbad, dem die Kindbetterinn unverzüglich und zu wiederhohlten Mahlen ausgesetzt wird, verursacht ihr oft ein gelindes Fieber. So bald das Kind gewaschen ist, wird es, nebst der Mutter, in den Morai oder heiligen Platz der Familie gebracht, wo von einem Priester die Nabelschnur abgelös't und begraben wird. Während dieser Absonderung die für einen Knaben vierzehn Tage, für ein Mädchen drei Wochen dauert, werden beide, Mutter und Kind, für unrein gehalten, und können erst nach verschiedenen Opfern und Reinigungen in die Gesellschaft zurückkehren.

Der Kopf des Menschen ist ihnen heilig, und bleibt bei den Kindern, so wie der ganze Körper, bis in das sechste oder siebente Jahr, völlig unbedeckt. Ihre Erziehung ist, in Rücksicht der Gesundheit, äußerst sorgfältig, und, bei aller Milde, sehr wachsam auf die Leidenschaften. Diese Ehre gebührt hauptsächlich den Weibern, die, treu und gefällig gegen ihre Männer, die zärtlichsten Mütter ihrer Kinder sind. Weder krüppelige noch doppelgliedrige Kinder sieht man bei ihnen: wegen solcher Gebrechen würde sich gewiß die Mutter selbst die Schuld geben. In dem dreizehnten oder vierzehnten Jahre erleiden die Knaben eine gewisse Beschneidung, welche darin besteht, daß die Vorhaut aufgeschlitzt wird, und bloß in der Reinlichkeit ihren Grund zu haben scheint. Um dieselbe Zeit wird mit denselben, und mit den Mädchen etwas früher, eine andere Operation vorgenommen, die, obgleich auf verschiedene Weise, bei mehreren Völ-

kern gebräuchlich ist; nämlich die Punktirung der Haut oder das Tattuiren. Es geschieht vermittelst eines scharfen und gezahnten Knochens oder einer Muschel, die in Lampenschwärze getaucht, und in die Haut eingeschlagen wird; so daß in den kleinen Löchern, welche sie macht, die schwarze Farbe zurück bleibt. So schmerzlich diese Operation ist, denn es vergehen verschiedene Tage bis zur völligen Genesung, so erduldet man sie dennoch freiwillig und standhaft; da diese Figuren nicht nur als Zierrathen, sondern auch als Beweise eines gewissen Heroismus betrachtet werden. Finger, Zehen, Arme und Beine prangen damit, vorzüglich aber die Hintertheile, die beinahe ganz schwarz und mit Bogen, die bis an die Hüften hinauf laufen, geschmückt sind.

Nicht weniger sonderbar, als diese Punktirung, ist die gewaltsame Art, wie sie ihre Freude oder ihren Kummer ausdrücken. Das Werkzeug dazu ist ein Haifischzahn. Mit diesem verwundet sich ein Weib zu wiederhohlten Mahlen, wenn sie ihre Liebe zum Manne, die oft in Wuth übergeht, zu erkennen geben will. Durch ihn drückt die Mutter ihren Schmerz bei dem geringsten Unfalle ihres Kindes aus, und vorzüglich bei der Trauer fließt durch ihn mehr Blut, als anderswo Thränen.

Mit ihrem sonstigen Schönheitsgefühle machen die langen Nägel, die bei Vornehmen oft eines Gliedes lang über die Finger hinausragen, einen sonderbaren Contrast. Ihr Gruß, durch Berührung der Nasen, Statt des Händedrucks oder Kusses, gibt wenigstens einen Beweis des gegenseitigen Vertrauens. Ihre Methode, sich ein-

zuschläfern, hat eine gewisse kindliche Anmuth. Mann und Weib nehmen, wenn sie sich niederlegen, ihre dreitönige Pfeife, worauf einer von beiden mit den Nasenlöchern spielt, während der andere mit Gesang accompagnirt; dieß setzen sie wechselsweise so lange fort bis sie in Schlaf verfallen. Die Hunde lieben sie so sehr, daß die Weiber sie oft an ihre Brüste legen.

Das weibliche Geschlecht genießt, obgleich es zärtliche Treue und willigen Gehorsam mit anmuthigen Sitten vereinigt, dennoch in Otaheiti nicht der Achtung bei dem männlichen, worauf es so viele Ansprüche hat. Die Weiber dürfen nicht mit den Männern speisen; verschiedene Gerichte sind ihnen verboten; sie dürfen nichts essen, was ein Mann berührt hat, und sogar bei religiösen Feierlichkeiten werden sie nicht zugelassen.

Das Alter wird hier nicht geehrt; im Gegentheile nimmt alle Achtung mit den Jahren ab. Im Kriege wissen sie nichts von Disciplin; aber sie fechten mit einer an Raserei gränzenden Wuth. Narben und Wunden sind entehrend, denn diese, sagen sie, beweisen eher daß ein Mann närrisch, als daß er kriegerisch sey. Bei unbegrenzter Freigebigkeit, Gefälligkeit und Gastfreundlichkeit, danken sie nie für empfangene Wohlthaten, ja sie haben dafür kein Wort in ihrer Sprache. Dagegen ist ihnen das Andenken an Verstorbene heilig, welches die sorgfältige Einbalsamirung, im Falle keine ansteckende Krankheit Ursache des Todes war, so wie die jährlichen Begräbnißfeierlichkeiten beweisen.

Den größten Theil ihrer Nahrung nehmen sie aus dem Pflanzenreiche. Schweine, Hunde und Hühner sind nur für die Vornehmen, und über der Fischerei, die ihnen stets eine reiche Ausbeute gewähret, wird der Vogelfang fast gänzlich vernachlässigt. Kleinere Fische werden roh verzehrt, und von den Krebsen und Krabben an, die sie vorzüglich lieben, bis zu den Seenesseln, liefert das Meer kaum ein einziges Produkt, das sie nicht genössen. Dabei verschafft ihnen der Brotbaum das tägliche Brot in so reichem Maße, daß ein Mann, der eine Stunde seines Lebens dazu verwendet, um zehn solcher Bäume zu pflanzen, für sich und seine Nachkommen so gut gesorgt hat; als wenn einer bei uns vom Morgen bis in die Nacht für die seinigen arbeitet. Uebrigens sind die Otaheitier äußerst gefräßig. Sie halten des Tages verschiedene Mahlzeiten, wobei sie sich mehr nach ihrer Eßlust, als nach einer gewissen Zeitbestimmung richten. Indessen speisen sie nie, ohne vorher geopfert und die Hände gewaschen zu haben. Ihr gewöhnlicher Trank ist frisches Wasser oder der Saft der Kokosnuß. Doch kennen sie auch ein geistiges Getränk, das, seiner eckelhaften Zubereitung ungeachtet, eben so verführerisch als schädlich ist. Es wird aus der pfefferartigen Wurzel der Yawa-Staude bereitet, und zwar auf folgende Art. Die Weiber kauen die Wurzel mit dem Strunke, und speien das Gekaute in eine Schale, worin einige Blätter der Pflanze fein gebröckelt werden. Hierauf wird Wasser oder Kokosmilch hinzugethan, das Ganze wohl umgerührt, und nachdem es gegohren hat, durchgeseigt und ausgepreßt, und so aus Schälchen von gefalteten Blättern getrunken. Dieses Getränk ist stark berauschend, und scheint

die, welche es genießen, eine Zeitlang des Gebrauchs ihrer Gliedmaßen zu berauben. Sie legen sich nieder, und schlafen bis die Wirkung vorbei ist, während dessen ihre Weiber ihnen sanft mit den Händen die Glieder reiben. Ein weißlicher Aussatz, Entzündung der Augen, Dürre und Spalten in den Fußsohlen, sind die nachtheiligen Wirkungen dieser Schwelgerei, welche aber nur die Vornehmen drücken; da das gemeine Volk sich diesen Genuß nicht wohl verschaffen kann.

Diese Völlerei, sollte man glauben, müßte ihnen mancherlei Uebel zuziehen; allein die einfache Zubereitung der Speisen, die sparsame thierische Nahrung, so wie die Unbekanntschaft mit Weinen und andern geistigen Getränken scheinen, bei ihrer sonstigen ordentlichen Lebensart, hinlängliche Gegenmittel dagegen zu seyn.

Erkältung, Husten und Wechselfieber sind ihre gewöhnlichsten Krankheiten, die ihnen theils die Witterung, theils ihre Art sich zu baden, verursacht, indem sie oft in vollem Schweiße in's Wasser springen. Während der nassen Jahrszeit, wenn die Sonne senkrecht auf ihre bloßen Köpfe sticht, scheint sie eine periodische Unpäßlichkeit zu befallen, deren Ende sich durch Beulen auf der Haut ankündigt; die aber bei jemanden, der sie Ein Mahl hatte nicht leicht wieder kehrt, obgleich sie bei dem einen länger, als bei dem andern anhält. Sie sind starken Brüchen unterworfen, die von zu großen Anstrengungen beim Ringen, Springen und Heben herrühren. Die Drüsen hinter den Ohren schwellen und eitern oft, und lassen, gleich dem Kropfe, große Mahle nach. Zu

diesem Verzeichnisse fügt Wilson, und auch schon Forster, die Elephatiasis hinzu. Der Wundarzt des ersteren hatte sie außerordentlich stark an einem Manne wahrgenommen, dessen Bein so dick wie ein Kindskopf angeschwollen war; der aber dennoch darauf gieng. Kaum einer unter den Häuptern ist von Hautkrankheiten frei, und viele sind vom Kopfe bis auf die Füße mit einer Art Aussatz bedeckt, welcher durch das häufige Yawa-Trinken veranlaßt wird. Indeß betrachten sie diesen als eine ehrenvolle Auszeichnung, und nennen ihn die Yawa-Haut. In der regnichten Jahrszeit haben manche oft starke Augenentzündungen, und ihre Kinder bekommen oft einen flechtenartigen Ausschlag. Auch hat man die Krätze daselbst angetroffen; ob es aber eine einheimische Krankheit ist, will man nicht bestimmen.

Aber das schrecklichste aller Uebel, womit die Menschheit geplagt ist, die Lustseuche, hat schon so weit bei ihnen um sich gegriffen, daß man annimmt, einer von vieren sey damit behaftet. Viele leben, als scheußliche Gerippe, von ihren Familien getrennt, von ihren theuersten Freunden gescheut; sie dürfen sich nicht mit andern in einem Fluße baden, und müssen, obwohl man sie nicht verhungern läßt, fast lebendig vergehen. Diese und andere ihrer Krankheiten schreiben die Otaheitier selbst einem Europäischen Ursprunge zu, da sie behaupten: jedes Schiff, welches sie besucht habe, habe ihnen auch eine neue Krankheit zurückgelassen. Ihre geringen medizinischen Kenntnisse, ihr kindischer Abscheu vor allen übel schmeckenden und übel riechenden Arzneien, und daher auch gegen jeden Verband, verbunden mit ihrem eigenthümlichen

Aberglauben, als sey jede Krankheit Strafe für irgend ein Vergehen, beschränken ihre ganze Heilkunde auf einige Formeln der Priester. Diese heften, während sie gewisse Sprüche hermurmeln, verschiedene aus Kokosblättern geschnittene Figuren an die Finger oder Zehen des Patienten, und hierin besteht die ganze Kur. Indessen verrichtet die Natur und ihre gute Konstitution beinahe wirkliche Wunder.

Die Gottheiten von Otaheiti sind fast so zahlreich, als die Einwohner selbst: jede Familie hat ihren eigenen Schutzgeist. Doch haben sie einen höchsten Gott und mehrere von höherem Range. Der gemeinschaftliche Nahme für Gottheit in allen ihren Zweigen ist Eatua. Als etwas außerordentliches bemerken die Missionarien: daß sie drei für die höchsten halten, die in gleichem Grade himmlischer Würde stehen, welche kein anderer erreichen kann. Sie führen persönliche Benennungen: Tani, der Vater, Oromattau, Gott in dem Sohne, Taroa, der Vogel oder der Geist. Zu diesen flehen sie nur zur Zeit der höchsten Noth und bei außerordentlichen Gelegenheiten, indem sie dieselben für zu erhaben halten, um bei minder wichtigen Vorfällen, als öffentlicher allgemeiner Gefahr, belästigt zu werden. Für die gewöhnliche Verehrung und das tägliche Bedürfniß haben sie die Familien- und Hausgötter, nämlich die Geister ihrer verstorbenen Anverwandten, die besonderer Tugenden wegen zum Eatua erhoben sind. Diesen schreiben sie die Macht zu, Krankheiten zu senden und zu heben, und sie vor einer bösartigen Gottheit zu schützen, die denselben Nahmen Thi führt, und immer ihnen zu schaden trachtet.

Nach einer Tradition haben ihre großen Götter einmahl die ganze Welt im Zorne zerbrochen. Alle Inseln um sie her sind nur Theile des großen Landes, und von allen diesen ist ihre eigene die wichtigste. Jede Substanz, jedes Naturphänomen leiten sie von einer Erzeugung her. Die dreizehn Monate ihres Jahres sind Kinder der Sonne und der Erde, und haben ihre persönlichen Nahmen. Aus einem ähnlichen mythologischen Ursprunge erklären sie die Entstehung der Sterne, so wie auch des Menschengeschlechtes. Die gründliche Kenntniß dieser Mysterien ist, wie bei allen Völkern in der Periode der Kindheit, das ausschließliche Eigenthum der Priester.

Desto allgemeiner und populärer ist dagegen der Glaube an ein gewisses Wesen in dem Menschen, welches sie Etihi nennen, und das in ihnen sieht, hört, schmeckt, riecht und fühlet. Sie nehmen keine Strafen, wohl aber Grade der Glückseligkeit nach dem Tode an. Wenn der Geist von dem Körper scheidet, wird er von dem Vogel Eatua verschlungen, der ihre Begräbnißplätze und Morais besucht; durch diesen muß die Seele wandern, um gereinigt und mit der Gottheit wieder vereinigt zu werden; dann erst kann sie als Schutzgeist andre menschliche Wesen umschweben.

Ueberhaupt entdeckt man auch hier jene merkwürdige Vermischung von Aberglauben und Religiosität, die dem kindlichen Menschen eigen ist. Nie sieht man einen Otaheitier sich dem Eatua sorglos und unehrerbietig nähern; er ist ganz Andacht, entblößt sich, wenn er den heiligen Boden betritt, und betet mit einer Inbrunst, die dem

Gebil-

Gebildeten wohl keine Schande machen würde. Fest glaubt er an die Tradition seiner Vorfahren, und keiner dürfte es wagen das Daseyn der Gottheit zu läugnen. Sie halten viel auf Träume, und glauben, im Schlafe überlasse die Seele den Körper der Obhut des Schutzgeistes, und wandere fessellos in den Regionen der Geister umher. So sagen sie, ihre Seele sey diese Nacht an diesem oder jenem Orte gewesen, und habe diesen oder jenen Geist gesehen. Wenn jemand stirbt, sagen sie, seine Seele sey weggeflogen in die Nacht. Der heilige Boden um die Morais ist ein Asyl für Verbrecher, von dem man niemand mit Gewalt vertreiben darf. Sie hegen hohe Begriffe von der Macht der Geister, die gleich den Elfen und Feen, vorzüglich bei Nacht, ihr Wesen treiben. Ihre abergläubigen Ideen sind endlos, und gerade an den schlimmsten hangen sie am festesten; da sie befürchten, daß selbst absichtlose Vernachläßigungen ihnen das Mißfallen des Eatua, und also Unglück, Krankheiten und Tod zuziehen würden.

Der Priesterstand bekleidet den ersten Rang nach dem Könige, und scheint eine gewisse Corporation, die sich über alle Societäts-Inseln verbreitet, auszumachen. Oft ist die priesterliche mit der königlichen Würde vereinigt, und bei gewissen Gelegenheiten agiren alle Oberhäupter als Priester. Sie theilen sich in zwei Hauptklassen, die Tahaura Morai und Tahaura Eatua. Jeder Stand und jedes Geschlecht scheint seine besonderen Priester zu haben; wenigstens gibt es untergeordnete für die geringere Volksklasse, wie auch weibliche. Sie haben eine große Menge Geschäfte: Gebet und Opfer, Be-

schneidung und Tattuiren ist ihr Werk, bei Geburten und Sterbebetten, bei Festen und Krankheiten werden sie gerufen und sind die Aerzte, so wie die Lehrer des Volks. Wirklich beruht bei ihnen die ganze Weisheit des Landes, wie schon ihr Nahme: Tahaura, ein Mann von Kenntniß andeutet. Die Stern- Schiffart- und Arzneikunde ist eben sowohl, als die schon angeführte theologische und historische Wissenschaft, ihr ausschließliches Eigenthum. Natürlich ist daher die Ehrfurcht des Volkes gegen sie, und der große Einfluß, den es ihnen auf die Fruchtbarkeit des Landes, und die Gesundheit der Einwohner zuschreibt; welchen Glauben treulich zu nähren sie auch nicht ermangeln, indem sie vorgeben, außerordentliche Gewalt zu besitzen, Empfängniß oder Abortion zu befördern, und nach Gefallen Krankheiten zu schicken, und wieder davon zu befreien.

Auch ihr Orakel haben die Otaheitier, dessen Priester es zu einer solchen Vollkommenheit in ihrer Kunst gebracht haben, daß sie es mit den alten Delfischen aufnehmen könnten. Sollen sie die Gottheit, mit welcher sie in naher Verbindung zu stehen vorgeben, befragen; so kleiden sie sich in eine seltsam phantastische Tracht, mit rothen und schwarzen Federn, die dem Eatua so sehr gefällt, daß er auf ihren Ruf in Gestalt eines der heiligen Vögel, die das Morai umflattern, auf die Erde herabsteigt. Sobald der Vogel sich auf das Morai setzt, verläßt ihn der Eatua und fährt in den Priester. Nun beginnt dieser sogleich sich zu strecken, zu gähnen, Arme, Beine, Schenkel und den ganzen Körper zu reiben, und den Bauch bis zum zerplatzen aufzuschwellen. Mit konvul-

zwischen Bewegungen verdreht er die Augen, reißt sie weit auf, schließt sie dann wieder halb, und sinkt wie bewußtlos nieder. Schnell wird sein ganzes Wesen, wie durch eine plötzliche Veränderung, tief erschüttert. Er redet leise, seine Stimme wird heiser und unterbrochen; dann hebt sie sich auf einmahl mit außerordentlicher Stärke. Nun spricht er verständlich; affektirt aber, weder, was er sagt, zu wissen, noch die Umstehenden zu kennen. Dieß ist der Moment des Orakels, welches sein Gehülfe verdollmetscht, und die Forderungen der Gottheit, die gewöhnlich sehr hoch sind, auslegt, und empfängt. So bald der heilige Vogel von dem Morai wegfliegt, verläßt die Gottheit den Begeisterten. Ein lauter Schrei zeigt das wiedergekehrte Bewußtseyn an; er erwacht, wie aus einem tiefen Schlafe; mit allem, was vorgefallen, unbekannt, liegt er erschöpft und athemlos da.

Die Macht einer despotischen Regierung hängt gewöhnlich von ihrem Verhältnisse zu der Religion ab. Cook vergleicht die Regierung der Otaheitier mit dem alten Feudalsysteme in Europa. Das allgemeine Oberhaupt heißt Erih=rahai, großer Erih, und die Regierung ist in seiner Familie erblich. Alle seine Verwandten sind Erihs und besitzen gewisse Distrikte als Lehngüter, welche sie wieder unter Manahaunis, ihre Vasallen vertheilen, diese endlich durch ihre Sklaven oder Bauern, Tautaus, bearbeiten lassen. Die Person des Königs ist heilig; er betritt nie das Haus eines seiner Unterthanen, sondern hat in jedem Distrikte seine eigne Wohnung. Hat er zufälliger Weise in eine andre den Fuß gesetzt; so ist sie von dem Augenblicke an heilig, und

sein Eigenthum, oder sie wird mit allem Hausgeräthe verbrannt. Nicht nur in seiner persönlichen Gegenwart, sondern sogar vor einem mit Tuche bekleideten Pfahle, der als ein Zeichen seiner Nähe aufgerichtet wird, entblößt sich jeder bis unter die Brust, seine eignen Aeltern und nächsten Anverwandten nicht ausgenommen; eine Ehre, die jedem Oberhaupte eines Distrikts bezeigt wird. Der König und die Königinn haben beständig ein zahlreiches Gefolge von Männern und Weibern um sich, die eben so wie sie, heilig sind, unverheirathet leben und, nur das königliche Paar bedienen; aber was Diebstahl und jede Unsittlichkeit betrifft, die schlimmste Bande auf der ganzen Insel sind. Diese Höflinge tragen die fürstlichen Personen überall auf ihren Schultern umher. Auch die Erihs haben ihre eigne Hofhaltung, nnd eine große Anzahl Diener, worunter ihre eigenen Brüder eine vorzügliche Stelle bekleiden. Gleich nach der Geburt tritt der Sohn in den Rang des Vaters, der nun seinen Titel verliert, und im Nahmen seines Sohnes die Regierung verwaltet. Dennoch bleibt er Zeit seines Lebens edel und geachtet: denn nur Geburt und kein Besitz gibt einen besondern Rang. Ueberhaupt vermischen sich die verschiedenen Stände nie durch Heirathen. Erniedrigt sich ein Mann, so verliert er seine Stelle an das Kind, welches, wenn er ein Erih ist, getödtet wird. Die Kinder eines Weibes, das sich erniedrigt, verlieren jederzeit das Leben. Wenn sich ein Mann aus dem gemeinen Volke mit einer Frau aus königlichem Geblüte vermischt, so muß er sterben In allen Ständen ist immer der erstgeborne Sohn Erbe, doch liegt ihm auch dafür die Sorge für seine Geschwister ob.

Bei dem Mangel des Geldes, oder anderer, seine Stelle im Handel vertretenden, Naturalien, mangelt es auch an allen den Lastern, welche nur die Geldgier erzeuget. Mit der Schreibekunst völlig unbekannt, kennt man auch kein anderes Recht als das des Herkommens. Es bleibt einem jeden überlassen, seine Beeinträchtigungen selbst zu ahnen. Wer einen Dieb ertappt, darf ihn tödten; oder, wie meistens geschieht, ein hohes Lösegeld fordern. Im Falle eines Mordes ziehen die Verwandten des Getödteten gegen den Mörder und die Seinigen zu Felde, und der Ueberwinder behält die Güter des besiegten Theiles. Wer einen aus dem Volke getödtet hat, braucht nur der Rache seiner Freunde zu entfliehen, etwa auf das erste beste Morai. In seltnen Fällen nehmen sich jedoch die Oberhäupter ihrer beleidigten Unterthanen an, und strafen die Uebelthäter: und dieses würde dann erst eine Rechtspflege genannt werden können.

Dagegen finden auf dieser Insel Gräuel Statt, die nicht nur ungestraft bleiben, sondern zur öffentlichen Sitte geworden sind. Es gibt eine Menschenart, welche die Manieren, Tracht, Mienen, ja die Stimme der Weiber nachahmen, kurz wie die Weiber leben, und auch, wie diese, sich der verbotenen Speisen enthalten müssen. Allen weiblichen Umgang und Gemeinschaft fliehend, sind sie äußerst eifersüchtig auf die Männer; und dennoch wird ihnen von den Weibern selbst, nicht nur ohne allen Abscheu, sondern sogar mit Achtung begegnet. Sie heißen Mahus. Glücklicher Weise gibt es jedoch dieser Ungeheuer, deren bloßer Nahme die ganze Seele mit Eckel und Abscheu erfüllt, nicht mehr als sechs bis acht auf

der ganzen Insel. Die vornehmsten Oberhäupter unterhalten sie; und man darf nur auf die Zwanggesetze in Ansehung der Erbfolge und der ehelichen Verbindungen einen Blick werfen, um die Quellen eines solchen Gräuels zu entdecken.

Aus derselben Quelle fließt noch ein anderes, nicht weniger scheußliches Uebel. Eine große Anzahl der Vornehmsten aus beiden Geschlechtern nämlich, schließen, unter dem Nahmen der Aerroes, eine Gesellschaft, worin die Weiber allen Männern gemein sind. Ihre Zusammenkünfte, die von Zeit zu Zeit Statt haben, dauern mehrere Tage. Die Männer ergötzen sich mit Ringen, die Weiber mit den wollüstigsten Tänzen, und schämen sich nicht, ihre unzüchtigen, so unnatürlich aufgeregten Triebe, vor Aller Augen zu befriedigen. Natürlich ist bei so schnöder Gemeinschaft die Fruchtbarkeit gering, und doch wird sie dem empörten Menschengefühle noch viel zu groß scheinen; wenn man vernimmt, daß ein schreckliches Gesetz der Gesellschaft gebietet: alle Kinder gleich nach der Geburt zu ersticken. Umsonst empört sich oft das Mutterherz gegen diesen Gräuel; das Gesetz zwingt sie dazu, es sey denn, daß sie einen Mann finde, der das Kind als das Seinige anerkennt; der dann aber auch als ihr Gatte angesehen, und mit ihr aus der Gesellschaft ausgeschlossen wird, indem ihr der Nahme Whannonnow, Kindergebährerinn, der schönste und ehrwürdigste in der Natur, als ewiger Schimpfnahme beigelegt wird.

Zwar erklären diese unnatürlichen Sitten einiger Maßen die geringe Bevölkerung der Insel; doch glau-

ke man ja nicht, daß sie allgemein seyen. Es gibt auf Otaheiti die zärtlichsten und treuesten Weiber; ihre großen Familien bezeugen die innige Anhänglichkeit an den Mann, mit dem sie vereint sind, und von denen sogar Europäische Matrosen behaupteten: daß es unmöglich sey, irgendwo so treue und für ihre Gatten und Kinder so liebevolle Geschöpfe zu finden.

So wenig fleckenlos als ihre Sitten sind, eben so wenig tadelfrei ist die Religiosität der Otaheitier; denn es ist nur zu gewiß, daß ihr Gottesdienst noch Menschenopfer heischet. Außer den reichlichsten Gaben aller Art, fordert der Priester wo nicht öfter, wenigstens bei jeder Königsweihe, ein menschliches Opfer. In einem Rathe, welchen das Oberhaupt mit den Erihs hält, wird dasselbe bestimmt. Gewöhnlich fällt die Wahl auf einen großen Verbrecher, etwa einen Gotteslästerer oder einen wegen schwerer Vergehungen geflüchteten Fremdling. Der Schluß des Rathes bleibt ein tiefes Geheimniß. Noch in derselben Nacht wird das Schlachtopfer im Schlafe überfallen, und wo möglich mit Einem Schlage in den Nacken hingerichtet; denn, um geopfert werden zu können, darf ein Körper nicht entstellt oder verstümmelt seyn. Der Todte wird in einen, von Kokosblättern geflochtenen, und an einer langen Stange befestigsten Korb gelegt, und in einem heiligen Canot nach dem Morai gebracht.

Wenn der Rath auf das Begehren der Priester erklärt, keinen des Todes Schuldigen iu dem Distrikte finden zu können, oder sich überhaupt ein Menschenopfer herbei zu schaffen weigert; so kann ein Schwein dessen

Stelle vertreten. Uebrigens bemerkt man in diesem ganzen Gebrauche deutlich den Mangel einer regelmäßigen Justiz; so wie auf der andern Seite die schrecklichen Wirkungen dunkler Religionsbegriffe. Ein anderer, noch zu bemerkender, Umstand beweißt indessen, daß eine noch gräßlichere Gewohnheit ihm vorhergegangen seyn müsse, die: die gefangenen Feinde aufzufressen. Der Priester schneidet nämlich dem Opfer das linke Auge aus, wickelt es in Kokosblätter, und hält es dem Könige vor den Mund, indem er ihn bittet, denselben zu öffnen; doch so bald dieß geschieht, zieht jener das Auge zurück. Diese Ceremonie heißt: Menschen essen oder Speise des Königs, und gehört zu den Huldigungs-Feierlichkeiten. Bei dieser Gelegenheit werden nämlich dem neuen Monarchen, so bald er mit dem Maro, oder dem rothen königlichen Gürtel, bekleidet ist, aus allen Distrikten dergleichen Opfer dargebracht. Der Kopf des Menschen ist, wie schon bemerkt, dem Otaheitier heilig, das Auge sein kostbarster Theil, dessen gedrohte Verschlingung andeutet, daß man ehemahls den ganzen Körper eben so verschlang. Sogar jetzt noch werden, nach einer Schlacht, die feindlichen Leichname dem Eatua als ein Opfer dargebracht, und die Kinnladen als Siegeszeichen mitgeführt (1).

---

1) Dieß scheint der allgemeine Gang bei allen Völkern zu seyn: erst haben sie ihre Feinde gefressen, dann sie geopfert, zuletzt an ihrer Statt Verbrecher zum Opfer gewählt; und so wäre das gräßliche Menschenopfer selbst schon ein Uebergang aus dem Zustande der Rohheit. *Virey Hist. Nat. T. II, p. 43 - 54.*

Die Sprache dieser Insulaner ist wohlklingend, und hat einige Aehnlichkeit mit der Malayischen. Sie ist sehr reich an Vokalen, und Wilson nennt sie das Italiänische der Südsee. Ihr Alphabet besteht nur aus siebenzehn Buchstaben, denn die scharfen und zischenden Laute c, h, k, s, x, z, können sie nicht aussprechen. Ihr Ausdruck in Gebehrden und Mienen ist, sowohl bei öffentlichen Reden, als im Privatleben, überaus lebhaft.

Ihre Technik beschränkt sich auf die Verfertigung ihrer Kleidung, Waffen und Geräthe, ihrer Kanots und Wohnungen; allein alles ist ausnehmend fein und zierlich gearbeitet, und zeugt von großer Erfindungskraft. Sie haben die Zahlen von 1 bis 10; jedoch im Rechnen sind sie keine Meister. Die Zeit bestimmen sie nach dem Mondeswechsel. Ihr Längenmaß besteht aus Faden und Spannen. Entfernungen messen sie nach der Zeit, in welcher sie von einem Orte zum andern gehen. Nach dem Anscheine des Himmels und nach dem Winde können sie die Witterung vortrefflich beurtheilen; die Veränderungen derselben, so wie eine frühe oder späte, sparsame oder reichliche Aernte vorhersagen. Wenn sie auf ihren Reisen nach entlegenen Inseln das Land aus dem Gesichte verlieren, steuern sie, wie die ganze alte Welt vor Erfindung des Kompasses, nach Sonne, Mond und Sternen. Sie kennen den Stand vieler Fixsterne und den der Planeten, und haben auch für dieselben Nahmen, die, was auffallend ist, in manchen Fällen mit den Griechischen Nahmen und Mythen übereinstimmen. So haben sie eben so ihre Zwillinge, wie die Griechen ihren Kastor und Pollux. Ihr Tag ist in sechs gleiche Theile

oder Stunden getheilt, und die wievielste es sey, wissen sie genau nach der Sonnenhöhe zu bestimmen; nicht so die Zeit der Nacht nach den Sternen. Um das Tageslicht zu ersetzen, bedienen sie sich der an einander gereihten Kerne einer sehr öhlichten Nuß. Ihre Art Feuer zu machen, ist sehr mangelhaft; ein zugespitztes Stück Holz bohren oder quirlen sie in ein anderes Stück, indem sie ein Gebet hersagen oder hersingen, bis es Feuer fängt. Aber dieß kann bei feuchtem Wetter sehr lange währen, daher sie alsdann auch gewöhnlich Feuer bei sich tragen.

# Ulietea.

Die Erdkunde der Otaheitier erstreckt sich auf 84 Inseln, für welche sie bestimmte Nahmen haben, deren Lage sie angeben können, und mit denen sie folglich in gewisser Verbindung und Gemeinschaft stehen. Diese Inseln nehmen einen Raum von 20° der Breite und 40° der Länge ein. Noch sind nicht alle von Europäern besucht, und in so fern die Marquesas dazu gehören, können sie auch nicht alle unter dem gemeinschaftlichen Nahmen der Societäts-Inseln zusammen gefaßt werden. Diesen Nahmen gab Cook anfänglich einer Gruppe von 6 Inseln, Ulietea, Otaha, Bolabola, Huaheine, Tubai und Maurua, von welcher er Otaheiti stets unterschied; aber G. Forster fügte Matea und Tapoamanoa nebst Otaheiti hinzu; und Wilson endlich liefert von den zu Otaheiti gehörigen Inseln folgendes Verzeichniß: Tethuroa, Maitea, Cimeo oder Moreo, Tapuamanu, Huaheine, Ulietea, Otaha,

Bolabola, Maurua, Tubai, Oheteroa, Waseu (1). Außer diesen aber spricht er noch von vielen andern, woselbst noch kein Europäisches Schiff landete, und die man, ihrer zerstreuten Lage wegen, nur schlechthin den gefährlichen Archipel genannt hat.

In Erwägung des gemeinschaftlichen Charakters aller dieser Insulaner, könnten wir die ausführlichere Darstellung der Otaheitier füglich für alle gelten lassen; wenn nicht die Autorität eines Cook, und mehr noch der Reichthum des Stoffes, es uns zur Pflicht machte: nun auch noch eine der eigentlich so genannten Societäts-Inseln zu beschreiben.

Daß wir aus diesem ganzen, schwer zu bestimmenden Kreise von Inseln, die bei einer anscheinlich gemeinschaftlichen Religion dennoch alle ihren besondern Schutzgott verehren, gerade Ulietea herausheben; dazu bestimmt uns das alte Ansehen dieser Insel bei allen ihren Schwestern; ihr höherer Grad von Kultur; und vorzüglich der Reitz, wodurch sie den sinnlichen Europäer anzieht.

---

1) Bei allen diesen Nahmen ist zu bemerken, daß man hier keine strenge Orthographie erwarten kann. Jeder Reisende bildete die Urlaute des Volks, das selbst nicht schreibt, nach, so gut er sie aufgefaßt hatte, und in seiner Schrift ausdrücken konnte. Der Deutsche schreibt u, wo der Engländer oo oder oa setzt. Z. B. Tapuamanu und Tapoamanoa. A. d. U.

Ulietea oder Reidea oder, wie die Einwohner es nennen, O-Rajetea, wurde zuerst von Cook unter dem 16°, 45½′ südlicher Breite und 151°, 34½′ westlicher Länge von Greenwich im Jahre 1769 entdeckt. Bougainville hatte es bloß nennen hören, und schrieb es Aiatea. Ein Einwohner erzählte den Entdeckern, daß zur Zeit seines Großvaters ein fremdes Schiff dahin gekommen sey, dessen Mannschaft mit ihnen friedlichen Umgang gepflogen habe. R. Forster weiß dieses nicht zu erklären, es müßte denn eins von Roggeveens Schiffen gewesen seyn. In Europa wenigstens hat nichts davon verlautet.

Das Land ist hügelig, mit Gewässern durchschnitten, und rings mit Riffen umgeben, die hier und da kleinere Inseln und schöne Häfen bilden. Die meisten jener Gewässer sind salzig, die grünenden Hügel hin und wieder mit Gebüsche bedeckt. Die Insel ist weder sehr ausgedehnt, noch stark bevölkert; keinesweges aber fehlt es ihr an hinlänglicher Nahrung für ihre Bewohner, wenn sie auch nicht den Ueberfluß hat, dessen sich Otaheiti erfreuet. Hühner und Ratzen gibt es auf Ulietea wenig; aber die Einwohner machen häufig Jagd auf wilde Aenten und Schnepfen, welche sie für große Leckerbissen halten. Besonders reichlich aber zieht man hier die Yawa- oder Ava-Wurzel, woraus jenes berauschende Getränk bereitet wird. Wirklich, bemerkt Cook, versprechen diese Inseln, wenn sie erst einmahl mit unsern Produkten, Pflanzen sowohl als Thieren, bereichert seyn werden, einen Ueberfluß an Erfrischungen, wie kein anderer Ort in der Welt ihn liefert; da sie schon jetzt mit ihrem bloßen eigenthümlichen Vorrathe alle anderen zu übertreffen schienen.

Die Wichtigkeit und das Ansehen dieser Insel in der Gruppe steht in keinem natürlichen Verhältnisse zu ihrer Größe und Bevölkerung; ein Ansehen, welches sie sogar in ihrem jetzigen besiegten und unterwürfigen Zustande zu behaupten fortfährt. Die Bewohner des nahen Bolabola, welche für die tapfersten von allen gehalten, und als einen mächtigeren Gott verehrend, von den andern gefürchtet werden, haben sie nämlich vor einiger Zeit überwunden.

Die Menschen sind hier von etwas kleinerer Statur und dunklerer Farbe, als auf den übrigen Societäts-Inseln. Sie kamen Cook bei seinem zweiten Besuche unordentlicher vor, als das erste Mahl, welches er als eine Folge ihrer dermahligen Abhängigkeit betrachtete. Und in der That, wenn wir uns an den vorhin bemerkten Unterschied der verschiedenen Stände auf Otaheiti erinnern, werden wir diese Erklärung nicht so ganz ungegründet finden.

Bei dem allen ist jedoch die Farbe, besonders der Frauenzimmer nicht so dunkel, daß die Erhitzung, beim Tanze zum Beispiele, nicht an einer höheren Röthe sichtbar seyn sollte.

Das offene und gefällige Gesicht trägt zwar den Malayischen Charakter; verstattet aber dennoch einen wahrhaft schönen Umriß. Die plattere Nase des männlichen Geschlechts scheint die Folge eines gewaltsamen Eindrückens gleich nach der Geburt zu seyn. Daher der auffallende Unterschied beider Geschlechter in Ansehung der Schön-

J. Kuyper, del. L. Portman, sculp.

heit, den man in der beigefügten Abbildung bemerken wird.

Beide Figuren sind äußerst wohl gelungene Kopien zweier Original-Köpfe, bei deren weiterer Ausführung man sich so genau wie möglich an den Ulietischen Charakter gehalten hat.

Die weibliche ist Teina oder Teinamai, die anmuthige Tänzerinn der Ulietischen Bühne. Sie erscheint hier in ihrer gewöhnlichen Kleidung, welche ihr, in G. Forsters Augen, ungleich besser stand, als der schwerfällige Theateranzug. „Ihr langes unverschnittenes Haar, so beschreibt sie dieser, war mit einem schmalen Streifen weißen Zeuges nachläßig durchflochten, und fiel in natürliche Locken, schöner als die Phantasie eines Mahlers sie je geformt hat. Ihre Augen blickten voll Feuer und Ausdruck aus dem rundlichten Gesichte hervor, über welches ein angenehmes Lächeln verbreitet war. Herr Hodges, fährt er fort, suchte sie bei dieser Gelegenheit abzuzeichnen, ihre Lebhaftigkeit und Flüchtigkeit aber machten es ihm ungemein schwer, ja fast unmöglich. Dieß ist auch wahrscheinlich Ursache, warum es ihm mit diesem Bildniß nicht so gut, als sonst, hat gelingen wollen; denn so meisterhaft es auch gestochen ist (1), bleibt es doch noch unendlich weit unter der Delikatesse des reitzenden Originals. Fehlt ihm indessen, setzt er hinzu, die persönliche Aehnlichkeit, so kann man es als eine Probe von der gewöhnlichen Gesichtsbildung dieser und der be-

1) Nämlich des Originals von Sherwin.

nachbarten Insulaner gelten lassen, und sich nach demselben einen ziemlich richtigen Begriff von einem zehnjährigen Tahitischen Knabeu machen."

Der Mann ist der bekannte Omai, den Kapitain Fourneaux nach England mit genommen hat. Nicht sowohl ein ansehnlicher Rang, vorzügliche Kenntnisse, oder ausgezeichnete Schönheit, als vielmehr sein gerader und offener Sinn, sein heller Kopf, seine Mäßigung, die Würde und Anmuth seines Betragens hatten ihm diese Auszeichnung zugezogen. Während seines zweijährigen Aufenthaltes zeigte er eine solche Selbstbeherrschung, daß er sich, ungeachtet seiner Neigung zu Wein und starken Getränken, nie zu irgend einer Ausschweifung im Trinken verleiten ließ. London mit seiner höchsten Kultur, der Hof mit allem seinem Glanze, der Umgang der Edlen mit aller ihrer einnehmenden Höflichkeit vermochten nicht so viel über diesen Jüngling: daß er sein Vaterland vergessen, oder auch nur zurück gesetzt hätte. Zu bescheiden, um auf seine Rückkehr zu dringen, konnte er doch bei der Abreise seine Freude nicht verbergen, und hinterließ alle, die ihn gekannt hatten, erstaunt über seine wahre gute Lebensart, welche ihn die Natur besser gelehrt hatte, als es oft der künstlichen Erziehung mit aller Mühe gelingen will (1).

Für

---

1) G. Forster sagt, in dem zweiten Bande seiner Reise S. 4: „man könne sich aus seinen Gesichtszügen im geringsten keinen richtigen Begriff von der Schönheit der Societäts-Insulaner machen, unter

Für beide ist hier die gewöhnliche Kleidung gewählt, die zwar, wie z. B. beim Manne, mit der Otaheitischen ziemlich genau übereinstimmt; übrigens aber mannigfaltig und sehr veränderlich ist. Bald tragen nämlich die Frauenzimmer einen weiten Rock der von den Hüften bis auf die Knie reichet, bald einen bloßen Gürtel von zierlich bunten Federn; oft auch beides zugleich, wie hier Teinamai. Ueberhaupt herrscht in dem ganzen Anzuge der Ulietier

---

unter denen ihm nur wenig so mittelmäßige Gesichter vorgekommen wären. Dabei sey er von so schwarzer Farbe gewesen, als man kaum bei dem geringsten Volke antreffe. Es war wirklich unglücklich, fährt er fort, daß man grade diesen Menschen zur Probe eines Volkes auswählte, welches alle Seefahrer als schön von Bildung und hell von Farbe beschrieben hatten." Wenn man aber bedenkt, daß Omai kein Otaheitier, sondern ein Ulietier war, die ja ausdrücklich als dunkler beschrieben werden, und dabei wie billig mehr auf das Innere als auf das Aeußere Rücksicht nimmt; so sollte man eher meinen, er sey eine sehr richtige und glücklich gewählte Probe gewesen. Denn gleich darauf fügt Forster selbst hinzu: „Sein Herz und sein Verstand waren so, wie beides unter seinen Landsleuten gewöhnlich zu seyn pflegt. Er war kein Genie, wie sein Landsmann Tupaja; aber er hatte ein gefühlvolles Herz und einen offnen Kopf, der bald etwas begriff; im Schachspiele z. B. hatte er es weit gebracht. Dabei war er dankbar, mitleidig und lebhaft; aber auch flüchtig. Ganz der kindliche Charakter dieses Volks!"

ungleich mehr Geschmack und Grazie, als bei den übrigen Societäts-Insulanern, und wenigstens eben so viel Abwechslung und Laune, als bei irgend einem Europäischen Volke: denn ein neuer Einfall wird alsbald nachgeahmt, und bringt sogleich eine neue Mode in den Gang. Auch sie tragen die Ohrzierrathen nur an einer Seite, und nehmen dazu alles, was schimmernd, duftend oder auch nur seltsam ist. Den Kopf salben sie mit wohlriechenden Oehlen. Vorzüglich kleiden sie ihre Kinder auffallend anmuthig, so daß Cooks Reisegefährten bezeugten: niemahls lieblichere und angenehmer gekleidete Kinder gesehen zu haben. Wirklich ist die Grazie in der Form des Körpers selbst, in der Haltung und der Stellung sowohl, wie in der Kleidung und dem Putze, hier gleichsam national, und das ganze Volk scheint für bloßen Sinnengenuß zu leben.

Tanz und Schauspiel sind ihnen ernsthafte Beschäftigungen von der größten Wichtigkeit, und haben daher hier auch schon einen Grad der Ausbildung erreicht, der für die Kunstgeschichte äußerst merkwürdig ist.

Ihre Tänze werden von Frauenzimmern aufgeführt, nach dem Schalle der Otaheitischen Handtrommel und Nasenpfeife, und unter Anführung eines Mannes, der mittanzend den Takt murmelt, und also den Balletmeister vorstellen könnte. Die mannigfaltigen Wendungen des Körpers, die reitzenden Bewegungen und das beständige Spiel der Mienen, der Finger und Arme machen ihren Tanz ungemein lebendig und ganz unnachahmlich. Indessen sind ihre Stellungen und Geberdungen oft un-

anständig, obgleich noch weit entfernt von der ausschweifenden Unzüchtigkeit unserer Theatertänze. Schon die Kleidung verhütet dieses. Bei dem sonst so zierlichen und gefälligen Ganzen fällt dagegen dem Europäer, der auf dem halb geöffneten Munde seiner Schönen alle Grazien vereinigt zu finden gewohnt ist, das beständige eckelhafte Verzerren des sonst so reitzenden Ulietischen Mundes äußerst widrig auf. Sie ziehen ihn seitwärts in schiefer Richtung, und bewegen dabei die Lippen in einer wellenförmig konvulsivischen Bewegung, als hätte der Krampf mit allen seinen Schrecknissen sich auf den Thron des Liebesgottes gelagert. Ein solcher Tanz dauert ungefähr zehn Minuten, und wechselt dann mit einer dramatischen Vorstellung ab.

Diese ist nun, gerade wie bei den Griechen in den ältesten Zeiten, das eigenthümliche Fach der Männer, und so wie in unserer Oper der Gesang, so wird hier der Tanz mit der Aktion verbunden (1). Schon sehr bald entdeckte man, bei aller Unbekanntschaft mit der Sprache, in demselben Einheit der Handlung, Bedeutung des Spiels und eine Vertheilung des Stückes in vier Akte. In einem solchen Zwischenspiele oder Intermezzo sah man zwei Haufen, die sich durch braune und weiße Kleidung unterschieden, einen jeden mit seinem Anführer an der Spitze auftreten. Der braune Haufen stellte einen Herrn mit seinen Knechten, der weiße eine Diebsbande vor. Der Herr gab den Seinigen einen

1) Auch die Griechische Komödie hatte ihre Tänze. S. *Barthelemy, Voyage du j. Anach. T. VII, Chap 72.*

Korb mit Speise in Verwahrung; die Diebe trachteten vergeblich denselben unter den mancherlei Wendungen des Tanzes zu entwenden. Hierauf lagerten sich drei Diener rund um den Korb, und schliefen auf demselben ein; nun nahmen die Diebe ihn sehr schlau und vorsichtig weg, und machten sich eiligst mit ihrem Raube davon; wornach die sorglosen Knechte erwachten und herum tanzten, ohne sich im geringsten um ihren Verlust zu bekümmern. In einem andern erschienen sieben Schauspieler und auch eine Schauspielerinn, und zwar die Tochter eines Oberhauptes, woraus man schließen kann, wie die Insulaner in diesem Stücke denken. Das Stück hieß: Der Dieb, und sein Inhalt war wirklich nichts als ein Diebstahl, den zwei Gehülfen auf eine Weise verübten, welche die Meisterschaft der Ulietier in dieser Kunst nur allzu deutlich bewies. Der Raub wurde zwar entdeckt, aber erst nach dem der Dieb mit seiner Beute entwischt war. Hierauf entstand ein Gefecht zwischen den Dieben und denjenigen, die das Gestohlene hätten bewachen sollen; letztere wurden, obgleich vier gegen zwei, in die Flucht geschlagen, und die Diebe zogen im Triumph auf dem Theater herum.

Das sonderbarste aber von allen, welches sogar den ernsthaften Cook ungemein belustigte, war das Stück, genannt: Das Kind kommt. Ein großer brauner Kerl stellte eine Frau in Kindesnöthen vor, die auch alsbald ein Kind, ebenfalls einen großen starken Burschen von sechs Schuh, zur Welt brachte. Forster gesteht, dieser habe sich so possierlich geberdet, daß sie alle recht herzlich hätten lachen müssen; den Indianischen Zuschauern

aber habe das besonders gefallen, daß der neu geborne Knabe, unmittelbar nach seinem Eintritte in die Welt, so schnell auf dem Theater herum lief, daß die Tänzer ihn kaum erhaschen konnten. Er schleppte einen Strohwisch, um den Leib gebunden, nach, und so bald sie ihn eingehohlt hatten, wurde ihm, oben zwischen den Augen die Nase platt gedrückt, woraus Cook mit Recht den oben angeführten Schluß zieht. Uebrigens war das Kostüm auf das genaueste beobachtet, und die anwesenden Frauenzimmer nahmen an der ganzen Vorstellung nicht den geringsten Anstoß.

Das Ulieteische Drama ist also ein Lustspiel oder vielmehr eine Farçe von der gemeinsten Art, und verdient kaum den Nahmen eines unschuldigen Vergnügens. Denn, wenn man auch den Scherz mit den heiligsten Mysterien der Natur bei der Geburt eines Menschen keine Profanation nennen wollte; so kann man doch nicht umhin, den Triumph des Diebstahls ein eigentlich unsittliches Spectakel zu nennen.

Diese aus Ballet und Drama zusammen gesetzte Belustigung dauert, mit stets abwechselnden Zwischenspielen, oft ganze Tage lang, und heißt Hiva oder Heiwa. Nicht nur das Oberhaupt der Insel, das sein eigenes Theater hat, sondern auch das gemeine Volk, für welches eine reisende Gesellschaft auf der Insel herum zieht, genießt dieses Vergnügen fast täglich. Bei einer solchen Gelegenheit kam einst die Eitelkeit und Einfalt des Vol- sehr komisch an den Tag. Eine der ersten Schönheiten des Landes, die sich unter den Zuschauern befand, gelü-

stete unwiderstehlich nach einem kleinen Vorhängeschlosse, welches sie in den Händen eines Engländers erblickte. Der Besitzer schlug es ihr anfänglich ab; da sie aber gar nicht nachließ, hieng ers ihr ins Ohr, mit dem Bedeuten, daß es dahin gehöre. Eine Zeitlang wußte sie sich was rechts mit diesem neuen Putze; fand aber bald, daß er ihr zu schwer und schmerzhaft sey, und bat also, daß man ihn wieder ablösen möchte. Allein jener hatte den Schlüssel weggeworfen, und gab ihr zu verstehen, sie mögte immerhin das Schloß als Strafe ihrer Zudringlichkeit im Ohre behalten. Darüber war sie untröstlich und weinte ihre bittersten Thränen. Sie flehte einen nach dem andern an, ihr von dem Schloße zu helfen; indeß der Schlüssel war weg. Nun wandte sie sich an den Befehlshaber, der sich, nebst seiner Frau, Sohn und Tochter, für sie verwendete; ja sie bothen sogar Zeuge, Rauchwerk und Schweine zum Lösegeld; aber alles umsonst. Endlich fand man doch einen Schlüssel, der den Wehklagen und Leiden des armen Mädchens und ihrer Gespielinnen ein Ende machte.

Den Hang zur Dieberei, welcher in dem Schauspiele nur all zu viel Reitz und Nahrung findet, und ihren Antheil an den Otaheitischen Gräueln der Arreoes (1)

---

1) Sogar die reitzende Teinamai machte sich derselben schuldig. Forster erzählt von ihr folgendes: „Da sie uns schwanger zu seyn dünkte, wollten wir sie über die Gewohnheit der Arreoes, nach welcher die Kinder umgebracht werden müssen, zur Rede stellen. Das Gespräch war aber nur sehr kurz

abgerechnet, hat der Charakter dieses Volkes etwas unwiderstehlich Liebenswürdiges. Es ist dienstfertig, gastfrei und aufmerksam gegen Fremde, und äußerst theilnehmend und gefühlvoll. Reichliche Thränen flossen bei Cooks Abreise, und als sie aus dem Riffe absegelten, sahen sie noch lange die Arme der Trauernden zärtlich ausgebreitet. Auch hier drückt der Haifischzahn die Freude über das Wiedersehen lang entfernter Geliebten aus; jedoch scheint nur das Gesicht bejahrter Frauen diesen peinlichen Huldigungen ausgesetzt zu werden. Eben diesen über-

---

und abgebrochen, theils, weil es Mühe kostet, diese Insulaner überhaupt, und besonders die Frauenzimmer aufmerksam zu erhalten, theils, weil wir die Sprache nicht genug kannten". — Alles was wir von Teinamai herauslocken konnten, war dieses: „Daß unser Eatua in England vielleicht über die Gewohnheit der Arreoes böse seyn möchte; daß der ihrige aber kein Mißfallen daran habe. Indessen verspräche sie, daß, wenn wir aus England kommen, und ihr Kind abhohlen wollten, sie solches am Leben zu erhalten suchen würde; doch verstände sichs, daß wir ihr ein Beil, ein Hemde und einige rothe Federn dafür geben müßten. — Alles das sagte sie aber in einem so lachenden Tone, daß wir kaum hoffen durften es sey ihr Ernst. Auch war es umsonst, länger mit ihr davon zu sprechen; denn sie verfiel unaufhaltsam von einem Gegenstande auf den andern, und wir mußten froh seyn, daß sie uns nur so lange hatte anhören wollen".

läßt man auch die Trauerzeremonien, wozu sie sich sonderbar kleiden und über und über schwarz machen.

An Geist, Geschicklichkeit und Geschmack übertreffen die Ulietier ihre Nachbarn, die Otaheitier; übrigens sind sie im Besitze der nämlichen Künste und Handwerke, wovon das niedliche Korallenkörbchen an Teina's Arme zur Probe dienen kann. Ihre Chronologie ist jedoch so mangelhaft, daß es unmöglich war, aus ihren Angaben auf den bestimmten Zeitpunkt ihrer Unterwerfung unter Bolabola, einer für sie so wichtigen Begebenheit, die sich dazu in den drei letzten Jahren ereignet hatte, mit Sicherheit zu schließen.

Ihre religiösen sowohl, als übrigen Begriffe, Sitten und Gebräuche stimmen mit den schon beschriebenen Otaheitischen so genau überein, als es sich von so nahe verwandten Völkern erwarten läßt. Ulietea hat, wie jede andere der Societäts-Inseln, ihre eigene Theogonie, und das ganze System ist also der sonderbarste verwirrteste Polytheismus. Nach ihrer Vorstellung hat jeder Mensch ein besonderes Wesen in sich, welches nach dem Eindrucke der Sinne handelt, und aus einzelnen Begriffen, Gedanken, Worte im Bauche oder im Inwendigen, zusammen setzt. Dieses Wesen nennen sie Tih; sie glauben, daß es nach dem Tode übrig bleibe, und in den hölzernen Bildern wohne, welche um die Begräbnisse gestellt, und daher auch Tih genannt werden. An künftige Strafen und Belohnungen schienen sie nicht zu denken. Wiederum meinen sie, daß die Verstorbenen zu dem Gotte Tutumo-Hororri, der die Sonne be-

wohne, und regiere, hingehen, um Brotfrucht und Schweinfleisch, das nicht erst am Feuer gahr gemacht werden dürfe, bei ihm zu schmausen. Dieser Sonnengott hat in ihrer Vorstellung, eine schöne menschliche Gestalt und Haare, die ihm bis auf die Füße reichen. Erschaffen aber, meinen sie, sey die Sonne von einem andern mächtigen Gotte, Nahmens Omauwe, der die Erdbeben verursache. Der Mond soll von einer weiblichen Gottheit, Ohinna, erschaffen seyn, und auch regiert werden; sie wohne in seinen Wolken ähnlichen Flecken (1). Die Sterne sind durch eine Göttinn hervorgebracht, welche Tetumatarau genannt wird. Dreizehn Gottheiten beherrschen das Meer; welches aber noch ein anderer Gott, Umarreo erschaffen hat. Die Winde stehen unter dem Gotte Orri-Orri.

Außer diesen größern Gottheiten haben sie noch eine ansehnliche Menge von geringerem Range, sowohl gute als böse. Diese letzteren sollen Unheil stiften, und die Leute im Schlafe tödten. Einige derselben glauben sie, kommen des Nachts in die Häuser; andere halten sich in Gestalt großer, starker Männer mit schrecklich funkeln-

---

1) Hierauf scheint sich folgendes Liedchen zu beziehen, welches die Frauenzimmer häufig sangen:

„Te-Uwa no te malama,
Te-Uwa te hinnarro".

„Das Wölkchen in dem Monde,
Das Wölkchen liebe ich".

Malama heißt Mond.

den Augen, auf einer unbewohnten Insel auf, und verschlingen einen jeden, der ihrer Küste zu nahe kommt (1).

Die Opfer, welche den Göttern dargebracht werden, bestehen in gahr gemachten Schweinen und Hühnern und andern Lebensmitteln. An die wohlthätigen richtet man Gebete, die aber nicht ausgesprochen, sondern bloß durch die Bewegung der Lippen angedeutet werden; die niedrigsten und die bösen werden durch eine Art von Gezisch verehrt. Der Hohepriester der Insel, der Tahowa-rahai sieht, bei dem öffentlichen Gebete gen Himmel, und man glaubt, der Eatua oder Gott komme zu ihm herab, und rede mit ihm, dem Volke unsichtbar und unvernehmlich.

Auf allen Societäts-Inseln sind viele Pflanzen sowohl als Vögel den Göttern heilig; allein weder auf allen Inseln, noch bei allen einzelnen Personen dieselben. Die Kokospalme, den Pisang, die Pfefferwurzel und andere Bäume und Stauden fand man bei den Morais; eben dieselben werden als Friedens- und Freundschaftszeichen angesehen. Zu den geweihten Vögeln gehörten unter andern eine Reigerart, der Eisvogel und der Guckguck.

Als etwas, das die Ulieteischen Religionsbegriffe nicht vortheilhaft von denen der Otaheitier unterscheide,

2) Diese Fabel scheint indessen nicht sowohl zu ihrer Götterlehre zu gehören, als vielmehr eine Anspielung auf Menschenfresser zu seyn, deren es vor undenklichen Zeiten auf diesen Inseln mag gegeben haben. G. Forster.

führt Cook an; daß die Vornehmen keine gemeinschaftlichen Götter mit ihren Tautaus oder Sklaven haben wollen. Dennoch gibt es daselbst ein allgemeines Haus des großen Gottes, eine tragbare Lade oder Arche, welche den Reisenden natürlich an die Bundeslade der alten Hebräer erinnern mußte.

Die Priester bleiben lebenslang in ihrem Amte, und ihre Würde ist erblich. Der Hohepriester der Insel ist alle Mahl ein Erih und hat den nächsten Rang nach dem Könige. Außer den Priestern gibt es noch andere Lehrer; welche die National-Kenntnisse bewahren, wovon sie dem Volke dann und wann etwas mittheilen.

Ihr Jahr theilen sie in vierzehn Monate, wovon sie die sieben ersten zusammen genommen Uru oder die Brotfruchtzeit nennen. Ihre medizinischen Kenntnisse sind von geringem Umfange, weil sie wenig Krankheiten kennen. Hiezu kann man jedoch eine gewisse Operation rechnen, deren stärkende Wirkung nach Ermüdungen die Europäer selbst aus eigner Erfahrung rühmen, nämlich das Reiben der Glieder.

Höchst auffallend ist endlich die allgemeine Sitte auf allen Societäts-Inseln, die Leichname beiderlei Geschlechts nicht eher zu beerdigen, bis in der freien Luft alles Fleisch von den Knochen abgezehrt ist. Während dieser Zeit legen die Nachgelassenen Opfer von Brotfrucht, Fischen und andern Lebensmitteln, nicht als Speise für die Verstorbenen, sondern als Geschenk für die Götter bei denselben nieder, und bringen jenen den Zoll ihrer Thränen

nicht nur, sondern sogar ihres Blutes dar, welches vermittelst des Haifischzahnes ausgepreßt, und mit Tüchern aufgefangen wird.

# Sandwich-Inseln.

So nannte Cook eine Gruppe von Inseln, welche sich von 18°, 54' bis 22°, 15' nördlicher Breite und von 199°, 36' bis 205°, 6' östlicher Länge erstreckt, und die er auf seiner dritten Reise um die Welt im Januar 1778 entdeckte. Ob sie vor ihm von irgend einem Europäer besucht worden sey, konnte er nicht mit Gewißheit bestimmen (1); indessen das gänzliche Stillschweigen aller

1) Aus dem furchtsamen Benehmen und dem Erstaunen der Einwohner bei seiner Ankunft schloß er: sie müßten nie Europäer gesehen haben; aber die spätere Bemerkung, daß sie das Eisen und sogar seinen Gebrauch kannten, machten ihn wieder bedenklich. Ueberdieß schienen ihm ihre Federmäntel und Helme so viel Aehnlichkeit mit dem Spanischen Kostüm zu haben, daß er wenigstens die genaueste Untersuchung anstellte. Allein es fand sich keine Spur von einem früheren ähnlichen Besuche. Das Resultat war die Vermuthung: es müßte etwa irgend ein freibeuterisches Amerika-

früheren Seefahrer scheint ihm die Ehre der eigentlichen Entdeckung mit vollem Rechte zuzusichern.

Die ganze Gruppe besteht aus zwölf Inseln, die in der Sprache ihrer Bewohner Owaihi, Mauwi, Ranai oder Oranai, Morotinni oder Morokinni, Kahaurawi oder Tahurawa, Morotai oder Morokai, Woahu oder Oahu, Atuai, Atawai, Tawai oder auch Kawai, Nihihau oder Onihiau, Orihawa oder Rihawa, Tahura und endlich Modupapapa heißen. Die letztere ist unbewohnt, und nur zuweilen schiffen die Bewohner der andern dahin, um Schildkröten und Seevögel zu fangen. Jene gemeinschaftliche Benennung gab ihnen Cook zu Ehren seines Wohlthäters und Gönners, des Grafen Sandwich.

Owaihi und Woahu sind die mächtigsten und angesehensten von allen. Ihre Erihs oder Oberhäupter behaupteten die Obermacht oder wenigstens den Oberrang in der ganzen Gruppe. Erstere, bei weitem die größte, hat sehr hohe Berge, deren Gipfel mit Schnee bedeckt sind. Ihr Boden trägt unverkennbare Spuren von vulkanischen Ausbrüchen und Verwüstungen, und gewährt also an manchen Orten den Anblick einer großen, schrecklich erhabenen Natur. Letztere dagegen ist unter allen die schönste. Grünende Berge und schattige Wälder, die

---

nisches, oder auch Spanisches Schiff, (z. B. die von Acapulco jährlich nach den Philippinischen Inseln seegelnde Handelsgallione) in der Nähe dieser Inseln zu Grunde gegangen seyn.

mit offenen Gegenden und reich bebauten Thälern abwechseln, geben ihr das reitzendste Ansehen.

Das Klima der Sandwich-Inseln scheint gemäßigter zu seyn, als es in Amerika und den westindischen Inseln unter derselben Breite ist. Ebbe und Fluth wechselt regelmäßig ab, und von heftigen Orkanen scheinen sie, wie die übrigen Inseln des Stillen Meeres, ziemlich verschont zu bleiben. Hingegen regnet es, in den Wintermonaten, häufig. Auf Owaihi waren, während des Aufenthaltes der Engländer, die Berge mehrentheils in Wolken gehüllt, aus denen im Innern des Landes ein Regenguß nach dem andern herabfiel; indeß am Ufer das schönste Wetter bei heiterem Himmel stets fortwährte. Die mittlere Höhe des Thermometers war 83 ° nach Fahrenheits Eintheilung.

Von vierfüßigen Thieren gibt es auf diesen, wie auf allen übrigen Inseln des Südmeeres (1), nur drei Geschlechter, nämlich Hunde, Schweine und Ratzen. Diese Hunde haben kurze, krumme Beine, einen lang gestreckten Rücken, spitzige Ohren, langes rauhes oder auch schlichtes und glattes Haar, und sind ganz außerordentlich schläfrig; vermuthlich weil sie bloß gegessen, und also gerade wie die Schweine behandelt, wie diese gefüttert, und herdenweise gehalten werden. Die Schweine sind hier

1) „Daß entlegene Inseln niemahls reich an vielerlei vierfüßigen Thieren sind" gehört unter die Resultate von Cooks Entdeckungen. G. Forster Cook, der Entdecker. A. d. U.

in ganz unglaublicher Menge; die Engländer wurden ordentlich damit überladen. Von Vögeln gibt es nicht viele, aber ausnehmend schöne Arten; zur Speise dienen vorzüglich die Hühner. Die Vegetation ist weniger groß und kräftig, als nutzbar, nach Art des Bodens. Die Bäume sind nicht so hoch, aber fruchtbarer und üppiger, als auf den Otaheitischen Ebenen; nur das Zuckerrohr wird hier ausnehmend hoch. Die süßesten, mildesten und saftreichsten Wurzeln, den Einwohnern eine treffliche, geliebte Nahrung, wachsen zu sechs bis zehn Pfund schwer; dazu die gewöhnlichen Erdäpfel oder Patatten im Ueberflusse; wohlriechende Kräuter endlich durchwürzen balsamisch die milde Luft. Von Fischen und andern Seeprodukten fand man weder so viele, noch so merkwürdige Arten, als von Steinen.

Die Einwohner der Sandwich-Insel gehören unstreitig mit denen der Societäts- Freundschafts- und Marquesas-Inseln und den Neuseeländern zu Einer Rasse, die, ohne mit andern vermischt zu seyn, alle bekannte Länder zwischen dem 47sten Grade südlicher und dem 20sten nördlicher Breite, und von 184 bis zu 260° östlicher Länge bewohnt; wie die auffallende Aehnlichkeit der Bildung, der Sitten und Gebräuche mehr noch die Einheit der Sprache unwiderleglich beweiset.

Sie sind von mittlerer Statur mehr fest als schön gebaut, ausdauernd und behende. Ihre Farbe ist nuß- oder kastanienbraun in allen seinen Schattirungen; denn es gibt unter ihnen auch dunklere. Die Gesichtszüge sind regelmäßig, haben aber durchaus nichts Auffallendes, es

sey

sey denn die auffallende Aehnlichkeit beider Geschlechter an Gestalt und Farbe. Dennoch sind sie keinesweges häßlich. Ihre Haut ist weniger zart und glänzend, als bei südlicheren Inselbewohnern, weil sie sich nicht so häufig, wie diese, salben, und vielleicht bloß daher dunkler, weil sie weniger bekleidet sind. Das Frauenzimmer hat besonders schöne Zähne und Augen, und bei allem Mangel an weiblich feinen Zügen, einen Ausdruck von Gefühl und Milde, der sie fast noch liebenswürdiger macht als jene. Als ziemlich gemeine Naturfehler bemerkte man das Schielen, und, wenn man dieses so nennen will, selbst an den schönsten Gesichtern, auffallend weite Nasenlöcher (1).

Einen eigentlichen National-Charakter fand man in ihren Zügen nicht; vielmehr manche ganz Europäische Gesichter. Im Durchschnitte waren die Männer hagerer, als die Weiber. Die Erihs oder Vornehmen waren auch hier, in so fern der Awa-Trank sie nicht entstellt hatte, von vorzüglich schöner Bildung; die niedrigere Klasse hingegen nicht weniger kümmerlich und gebrechlich, als bei uns. Es fehlte darunter nicht an Zwergen, Verwachsenen, Buckeligen; ja man sahe sogar einen Menschen, der ohne Hände und Füße zur Welt gekommen war.

---

1) King will dieses aus der Sitte, bei dem Begrüßen die Nasenspitzen gegen einander zu drücken, erklären; allein G. Forster wendet mit Recht dagegen ein: daß die Einwohner der Societäts- und Freundschafts-Inseln diese Sitte nicht kennen, und doch ebenfalls weite Nasenlöcher haben.

Einen angeblich Blindgebornen brachte man den fremden Gästen, daß sie ihn heilen sollten.

Ihr schwarzbraunes Haar ist weder allgemein schlicht, wie bei den Amerikanern, noch durchgehends kraus, wie bei den Negern; sondern man findet es von beiderlei Arten, wie in Europa. Sie pudern oder beschmieren es vielmehr mit einem grauen aus gepulverten Muschelschalen gemischten Lehm, wovon es glatt wird, und zuletzt eine blaßgelbe Farbe annimmt. Die Männer schneiden oder scheeren es auf beiden Seiten ganz ab, und lassen in der Mitte von der Stirn bis in den Nacken einen Hand breiten Streifen stehen, der dem Kamme auf ihren Helmen ähnlich sieht. Andere binden es auf der Scheitel in einen ungeheuren Schopf, oder auch in fünf bis sechs kleinere Büschel. Noch andere tragen eine Menge falsches Haar, welches in langen Locken über den Rücken herunter fällt. Die Frauenzimmer tragen es gewöhnlich vorn lang und hinten kurz abgeschnitten. Im Ganzen jedoch scheinen sie wenig Sorgfalt auf dasselbe zu wenden, da man nicht einmahl etwas dem Kamme Aehnliches bei ihnen antraf. Den Bart lassen die meisten ganz, andere nur auf der Oberlippe wachsen; wenige, und unter diesen der alte König, hatten ihn ganz abgeschnitten.

Die Volksmenge der sämmtlichen Sandwich-Inseln berechnete King, nach einem mittleren Maßstabe, auf 400,000; eine mäßige Anzahl im Verhältnisse zur Ausdehnung und Fruchtbarkeit des Bodens, die ihren Grund in häufigen inneren Kriegen zu haben schien.

Durch die plötzlich aufwallende Heftigkeit dieses Volkes hatten die Engländer einen unersetzlichen Verlust erlitten. Ihr großer Anführer, Cook, wurde auf der Insel Owaihi getödtet. Und dessen ungeachtet konnten sie nicht umhin, seinem durchgängigen Betragen die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: daß es von einem sanften theilnehmenden Charakter zeuge, der zwischen der Unbeständigkeit und dem flatterhaften Leichtsinne der Otaheitier, und dem zurückhaltenden Ernste der Freundschafts-Insulaner eine schöne Mitte halte. So oft die Engländer ans Land traten, entstand ein ordentlicher Wetteifer, wer ihnen zuerst ein kleines Geschenk machen, oder einen Beweis von Ehrerbietung geben würde. „Die Alten, sagt King, empfiengen uns nie anders als mit Freudenthränen; alle ihre Wünsche schienen befriedigt, wenn sie uns nur berühren durften, und sie stellten immer mit der größten Demuth Vergleiche zwischen sich selbst und uns an". Auch das weibliche Geschlecht war gefällig und liebreich, und nur die niedrigste Klasse scheint der Vorwurf der Unzüchtigkeit zu treffen.

Dieser allgemeineren Charakteristik entsprechen, dünkt uns, in allen Zügen beide begleitende Bildnisse; abermahls glückliche und fleißige Nachbildungen zweier Original-Zeichnungen. Der Mann ist Kanina, einer der Erihs von Owaihi, von Herrn Weber nach dem Leben gezeichnet. King beschreibt ihn als einen idealisch schönen Mann, den schönsten den er je gesehen habe, gegen sechs Schuh hoch, mit regelmäßigen ausdrucksvollen Zügen und funkelnden dunkelfarbigen Augen. „Sein Gang, fährt er fort, war fest, ungezwungen und voll Anstand.

Mit heißer Wißbegierde verband er einen Grad von Beurtheilungskraft, den man unter seinem Volke selten antrifft, und die nicht minder seltene Gabe, leicht und schnell zu begreifen. Angelegentlich erkundigte er sich nach den Sitten und Gebräuchen, nach der Regierungsform und der Volksmenge, nach den Erzeugnissen Englands; wollte wissen, wie man daselbst Schiffe und Häuser baue; ob man Krieg führe, mit wem, bei welcher Veranlassung, auf welche Art; und endlich, wer sein Gott sey (1)?" Mit nicht geringerer Sorgfalt, und noch glücklicher (2) ist die ihm zugesellte Frau nach einem Original-Bildnisse gearbeitet, das zwar nicht näher bezeichnet ist, den weiblichen Charakter aber, ganz wie er ist, unverkennbar ausspricht.

Eine so genaue und ausführliche Darstellung der Sandwich-Insulaner kann uns zugleich den anschaulichsten Begriff von ihrer Kleidung geben. Der Mann trägt die gewöhnliche und fast einzige Kleidung seines Geschlechts,

---

1) Schade! möchte man beinahe ausrufen, daß nicht dieser Kanina, Statt des kindischen Omai, nach Europa gekommen ist. Er hätte vielleicht der Solon oder Lykurgos jener Inseln werden können. Siehe G. Forsters Note zu Pag. 429 von Cooks zweitem Theile. A. d. U.

2) Man muß gestehen, daß in dieser Nachbildung der Mann an Schönheit wenigstens eben so viel verloren, als die Frau gewonnen hat. Ein vollkommnes Portrait wird ohnehin niemand hier erwarten.

J. Kuyper, del. L. Portman, sculp.

den Maro oder Gürtel. Als Oberhaupt aber hat er den Mantel um, und den Helm oder die Haube auf, deren im Anfange erwähnt ist, welches ihm ein gewisses Spanisches Ansehen gibt. Der Grund des Mantels ist ein netzförmiges Gewebe, auf welches die schönsten gelben und rothen Federn so dicht an einander befestigt sind, daß man die Oberfläche mit dem stärksten und weichsten Sammet vergleichen kann; dem sie auch an glänzendem Ansehen und Weichheit nichts nachgeben. Einige derselben bestehen aus abwechselnd rothen und gelben Triangeln; andere haben eine Art von halbem Monde; noch andere sind durchaus roth mit einem breiten gelben Rande, und sehen in einiger Entfernung aus, wie scharlachrothe mit goldnen Tressen besetzte Mäntel. Der Helm ist aus dünnen Reisern geflochten, die mit einem Netzgewebe überzogen sind. Dieses ist, wie auf dem Mantel, mit Federn durchwirkt; nur daß sie hier noch fester verschränkt sind. Die meisten sind roth; es sind aber schwarze, gelbe und grüne Streifen darin, deren Bogen mit dem Kamme parallel laufen. Er paßt genau auf den Kopf, hat Ausschnitte für die Ohren, und scheint in Verbindung mit dem Mantel einen vollständigen Prachtanzug auszumachen. Beide, Mann und Weib, haben einen Fächer oder Fliegenwedel in der Hand. Die gemeinsten sind Büschel von Fasern der Kokosnuß, an einem glatt gearbeiteten hölzernen Griffe befestigt. Sonst bedient man sich dazu der Schwanzfedern der Hähne oder auch der Tropickvögel. Die kostbarsten aber sind solche, deren Griffe oder Stiele von dem Arm- oder Schenkelknochen eines erschlagenen Feindes gemacht sind; diese erben vom Vater auf den Sohn, als Siegs-Tro-

phäen, fort. Zwar tragen beide Geschlechter öfters Halsbänder aus kleinen auf Fäden gereihten Muscheln; doch ist dieses Mahl nur das Weib damit geziert. Zuweilen haben sie ein kleines Bildchen von Knochen, das eine menschliche Figur vorstellt, am Halse hängen. Ein anderes Halsband besteht aus schwarzen Schnüren, die unsern Hutschnüren ähnlich sind, und mehr als hundertfach um den Hals gewunden werden. Auch Spangen und Armbänder von dicht aufgereihten Muscheln, oder Fangzähnen der Eber verfertigt, tragen zuweilen die Weiber; so wie hinwiederum die Männer ihren eigenen Kopfschmuck von langen Federn oder Hundsschwänzen haben. Die weibliche Kleidung besteht aus einem großen Stücke Zeug, das sie entweder unter dem Busen um den Leib wickeln, so daß es bis an die Knie reicht, oder auch wie hier, nur leicht über die Schultern werfen. In den Ohren tragen unter allen Südseebewohnern allein die Sandwich-Insulaner keine Zierrathen.

Dagegen haben sie mit allen diesen die Sitte des Tattuirens oder Punktirens gemein, die sich dazu auf das Gesicht, ja bei den Frauenzimmern sogar oft bis auf die Zungenspitze erstreckt. An manchen sahe man eine größere Menge punktirter Zierrathen, als irgendwo, und zwar nach artigen Zeichnungen, in mannigfaltigen Linien und Figuren; bald bestanden sie in Schneckenlinien und Schnörkeln, bald in Thier- und Menschenbildern. Zuweilen aber auch hatten sie nur einzelne leichte Bezeichnungen an Händen, Armen oder Schenkeln; oft auch gar keine. In Kanina's Bildniß ist die gewöhnlichste Punktirung nach einem ganz ausgezeichneten Manne

dargestellt. Wahrscheinlich haben diese Zeichen ihren eigenen Sinn und Bedeutung; die an der Zunge wenigstens schienen sich auf den Tod eines Oberhauptes zu beziehen, und die untere Volksklasse unterschied sich dadurch als Leibeigene dieses oder jenes Vornehmen.

In der nämlichen Ungewißheit ist man über den Gebrauch der Helme oder der Masken geblieben, deren eine rechts am Boden liegt. Sie waren aus einem großen Kürbisse gemacht, in welchen für Augen und Nase eine weite Oeffnung geschnitten war. Oben steckten große grün belaubte Zweige, die in der Entfernung wie ein zierlich wehender Federbusch aussahen; vorn hiengen schmale Streifen Zeug wie ein Bart herunter. Zwar trägt die Original-Zeichnung, wie es scheint, nicht undeutliche Spuren von manchem Hieb und Schlag; doch sahe man die Insulaner nur zwei Mahl und zwar bei fröhlichen Veranlassungen damit bekleidet. Ob sie also bloß zur Lust, oder wohl auch als Schutzwehr gebraucht werden, und also Masken oder Helme genannt werden müßten, blieb unentschieden (1).

Auch von ihren Wohnungen kann uns die Abbildung einiger Maßen eine Vorstellung geben. Sie sehen

---

1) Bleibt man bei der Idee eines gestrandeten Spanischen Schiffes stehen, so kann der Ritterhelm in den Händen dieses kindischen Volkes ein Spielzeug gewesen seyn. La Perouse behauptet einen früheren regelmäßigen Verkehr der Sandwich-Insulaner mit den Spaniern.

ungefähr aus, wie ein länglicher Heu- oder Kornschober; oder noch besser, man denke sich ein Scheuerdach, dessen schräge Seiten oben in einen scharfen Rücken zusammen laufen, unten aber unmittelbar auf der Erde ruhen; denn die beiden sehr niedrigen Wände, auf denen es befestigt ist, sind in einiger Entfernung gar nicht zu sehen. An beiden Enden ist ein Giebel. Das Dach besteht aus dünnen, mit langem Grase bedeckten Stangen. Der Eingang wird bald auf dieser, bald auf jener Seite angebracht, und ist eigentlich nur ein längliches niedriges Loch, wodurch man mehr hinein kriecht, als geht. Die Thür ist ein Bret, welches, ohne Angeln, nur vorgerückt, oder bei Seite gestellt wird. Durch diese einzige Oeffnung fällt auch allein das Licht ein. Fast sollte man meinen, bemerkt Cook, diese dichten Wohnungen seyen, in einem so heißen Klima, bloß bei schlechter Witterung zweckmäßig. Man hält sie übrigens sehr rein, der Boden wird mit trocknem Grase reichlich bestreut, worüber dann Matten zum Sitzen und zum Schlafen, wozu sie sich eines Schemels bedienen, ausgebreitet werden. Diese Wohnungen stehen in Dörfern beisammen; doch unregelmäßig in verschiedenen Richtungen zerstreut. Auch an Größe sind sie sehr ungleich. Gegen die See hin werden sie durch eine Mauer aus lockeren Steinen beschützt, die ihnen gleichsam zur Brustwehr dient. Auf einer etwa drei Schuh hohen Bank im Hintergrunde des Hauses steht der wenige Hausrath, einige Flaschenkürbisse, worin Wasser oder Lebensmittel aufbewahrt werden, nebst einigen hölzernen Schalen oder Tellern.

King fügt zu diesen Angaben noch ein Paar interessante Beobachtungen hinzu. „Vor ansehnlicheren Wohnungen, sagt

er, sieht man zuweilen artig umzäunte Höfe, um welche herum mehrere kleinere Häuschen für die Bedienten stehen. Auf diesem freien Platze halten sie gemeiniglich ihre Mahlzeiten und bringen den Tag daselbst zu. An den Abhängen der Berge und zwischen Felsen bemerkten wir auch verschiedene Höhlen oder Löcher, welche bei feindlichen Angriffen als Zufluchtsörter gebraucht zu werden schienen. Endlich fand er in den Dörfern einige vorzüglich große Hütten oder Häuser von denen man ihm sagte, daß sie für Fremde oder Reisende bestimmt seyen, die sich nur kurze Zeit aufhielten.

Ihre Nahrung besteht zwar hauptsächlich aus Vegetabilien; dennoch essen sie nicht nur Fische, Hunds- und Schweinfleisch, sondern sie verstehen sich auch auf das Dörren und Einsalzen (1). Bei ihren Mahlzeiten sind sie sehr reinlich; dieß und ihre künstliche Zubereitung der Speisen, deren Wohlgeschmack sie durch Salz und Gewürze zu erhöhen wissen, setzt schon einen gewissen Grad von Verfeinerung voraus. Jedes Dorf scheint ein allgemeines Backhaus zu haben, welches mit glühenden Steinen geheitzt wird. Ihr Lieblingsgebäck war ein Pudding aus Tarro-Wurzeln, den zwar die Engländer anfangs etwas sauer fanden, zuletzt aber sich so wohl schmecken liessen, daß bei ihrer Abreise die Einwohner ihnen freundschaftlich den Vorwurf machten: daß sie bei ihnen sehr zugenommen hätten.

1) Das Einsalzen geschieht indeß nicht sowohl um die Speisen aufzubewahren; als weil sie ihnen so besser als frisch schmecken, besonders die Fische. S. Cook, 3. Band, S. 436.

Die Mahlzeit wird mit Gebet und Opfer angefangen. Indeß der Awa, den man alle Mahl vorher trinkt, von einigen gekaut wird, hebt die vornehmste Person in der Gesellschaft einen Gesang an, in den sogleich die andern einstimmen. Nun wird der fertige Awa-Trank denen, die nicht singen, in Bechern gereicht, welche sie aber bis die Hymne geendigt ist, in der Hand halten. Dann vereinigen sie sich in einem lauten Gegenruf, und leeren ihre Becher. Ist jemand von vorzüglich hohem Range zugegen, so wird ihm zuletzt ein Becher gereicht. Hierauf singt er allein; die andern erwiedern den Gesang; dann gießt jener etwas von dem Getränke auf die Erde; und nun erst leert er den Becher aus. Jetzt schneidet man auch von dem zubereiteten Fleische ein beliebiges Stück ab, legt es dem Bilde des Eatua zu Füßen, singt abermahl, und setzt sich zur Mahlzeit nieder. Die Frauenzimmer essen allein, und verschiedene Speisen, nämlich Schweinfleisch, Schildkrötenfleisch und gewisse Sorten der Pisangfrucht sind ihnen verboten. Besonders von den beiden letzten konnte man sie nie überreden, auch nur heimlich etwas zu essen.

Ihre Lebensweise ist sehr einfach. Mit der Sonne stehen sie auf, und wenig Stunden nach ihrem Untergange, nachdem sie noch ein wenig der Abendkühle genossen, legen sie sich zur Ruhe nieder. Kanots zu zimmern, oder Matten zu flechten ist das Werk der Erihs; die Frauenzimmer bereiten Zeuge; den Tautaus oder Leibeignen überläßt man den Landbau und die Fischerei. Die übrigen Stunden des Tages vergehen unter mancherlei Zeitvertreiben.

Die Handarbeiten der Sandwich-Insulaner haben einen hohen Grad von Zierlichkeit, und verrathen einen sinnreichen Kopf. Ihre Zeuge zur Kleidung werden aus der Rinde des Papiermaulbeerbaums, und zwar auf eben die Art und mit ähnlichen Klöppeln, wie auf Otaheiti, verfertigt. An Schönheit der Farben und Regelmäßigkeit der Desseins können sie mit den ausgesuchtesten Ostindischen und Europäischen wetteifern. Es gibt bunte und einfarbige, vorzüglich dunkelbraune und hellblaue, ungefärbte oder weiße. Für größere Kleidungsstücke wissen sie sie auch an einander zu nähen, eine Kunst, welche diesen Inseln, vor den südlicher gelegenen, eigen ist. Sogar gibt es hier eine Art wasserdichter Zeuge. Ueber dieß verfertigen sie eine Menge weißer und dauerhafter Matten, denen auf einer Seite rothe Streifen, oder auch verschobene Würfel und andere Figuren eingewirkt sind. Diese sind von den gröberen Matten, welche auf die Erde gebreitet werden, verschieden, und dienen vermuthlich ebenfalls zur Kleidung. Das Bemahlen thun die Frauenzimmer, sie bedienen sich dazu eines Bambusrohres, welches sie in die Farbe eintauchen, und eines andern, auf welches sie den Arm stützen. Ferner verstehen sie die Kunst des Lackirens, des Leimens, des Schleifens und Polirens, und zwar die letzte vielleicht besser, als unsere Europäischen Handwerker. Eine vorzügliche Probe ihrer Geschicklichkeit oder vielmehr ihrer Kunst darf nicht übergangen werden. Es sind die geschnitzten Schalen oder Pokale, woraus die Vornehmen den Awa trinken. Sie sind vollkommen rund, haben acht bis zehn Zoll im Durchmesser, und sind vortrefflich geglättet. Zum Fußgestelle dienen drei, auch vier, menschliche Figuren

in verschiedenen Stellungen, die die Schale bald mit hoch erhobenen Armen, bald mit Kopf und Händen zugleich, bald auf den Schultern ruhend, tragen. Die Figuren sollen nach dem richtigsten Ebenmaße sauber und sorgfältig gearbeitet, und sogar die Anstrengung der Muskeln, bei der Unterstützung der Last, ganz gut ausgedrückt seyn. Von ihrer Kenntniß des Eisens und dem hohen Werthe, den sie darauf setzen, ist schon früher geredet worden. Aeußerst scharfsinnig wußten sie gleich zur Vervollkommnung ihrer Werkzeuge von demselben Gebrauch zu machen.

Von der Schreibekunst hatten sie freilich keinen Begriff. Sie gaben ihr den Nahmen Kippari, wie sie ihre Mahlerei nannten. Oft, wenn sie die Engländer schreiben sahen, nahmen die Mädchen ihnen die Feder aus der Hand, um ihnen zu zeigen, daß sie den Gebrauch derselben so gut verständen, wie sie, und vergaßen nicht, zu erinnern, daß ihre Federn besser wären. Ein Blatt beschriebenes Papier war ihnen nichts, als ein gestreiftes Stück Zeug, und nur mit der äußersten Mühe konnte man ihnen begreiflich machen: daß diese Figuren eine Bedeutung hätten.

Ihren ungeheuer großen Kürbissen wissen sie durch umgelegte Binden, während des Wachsens, die Form eines jeden beliebigen Hausgeräthes zu geben; bald einer Schüssel, bald eines Topfes, wozu sie auch Deckel machen, bald einer langhalsigen Flasche, die zum Wasserkruge dient; dann zeichnen sie mit einem heiß gemachten Instrumente allerlei Zierathen darauf. Vorzüglich dienen die-

se Gefäße zum Aufbewahren des Salzes und Pöckelfleisches. Dieses Salz, welches an manchen Orten von vorzüglicher Güte und überaus weiß ist, ziehen sie aus dem Meerwasser, das sie vermittelst kleiner Kanäle in viereckige mit Thon ausgelegte Gruben oder Pfannen leiten, und an der Sonne verdunsten lassen.

Daß sie im Ackerbaue wenigstens keine Neulinge sind, beweisen ihre regelmäßig abgetheilten Tarro-Pflanzungen, Patatten-Aecker, Pisang-Gärten und Zuckerrohr-Felder; die jedoch keine merkliche Befriedigungen haben.

Ihre Waffen bestehen in Spießen, Dolchen, Keulen und Schleudern; auch das Messer oder die Säge, womit sie die Leichname der Erschlagenen aufschneiden, kann man zu den Waffen rechnen; da sie sich seiner auch im Handgemenge bedienen. Es besteht aus spitzigen, an einem hölzernen Griffe befestigten, Haifischzähnen. Einige ihrer Dolche kann man füglich doppelt nennen, weil sie zwei Spitzen oder Schärfen haben; so daß man sie in der Mitte anfassen, und nach beiden Seiten hinstechen kann.

Mehr Interesse aber haben wohl für uns ihre Zeitvertreibe und Leibesübungen. Im allgemeinen zeugen dieselben von mehr Behendigkeit als Leibesstärke. Die Ring- oder Boxerspiele, die sie bei gewissen feierlichen Gelegenheiten anstellen, sind von keinem großen Belange. Im Schwimmen dagegen ist ihre Kühnheit und Geschicklichkeit wahrhaft bewundernswürdig, ja beinahe unglaublich. In das wildeste, hoch aufbrausende Wogengewühl

der tobenden Brandung stürzen sich, bei stürmischem Wetter, gerade da, wo es am gefährlichsten ist, nicht nur Männer, sondern auch Weiber, oft mit ihren Kindern im Arme, scherzend hinab, schießen wie ein Pfeil in die Tiefe, und treiben allerlei Spiele in dem furchtbaren Elemente. Auch ihre Tänze sind wilderer Art, als die Otaheitischen. Ehe der eigentliche Tanz beginnt, stimmen die sämmtlichen Tänzer einen feierlich langsamen Gesang an, wobei sie die Beine mit Anstand bewegen, und sich sanft auf die Brust klopfen. Allmählich wird der Gesang schneller, und die Bewegungen der Tänzer rascher und rascher, bis sie es nicht länger aushalten. Doch den eigentlichen Tanz führen auch hier wiederum nur die Frauenzimmer auf, die von den Bewegungen der Männer begleitet werden; ungefähr wie in einem Konzerte die Hauptparthie von dem Accompagnement. Außer Trommeln und ein Paar Klappern fehlt es hier durchaus an allen musikalischen Instrumenten; nicht einmahl Flöten oder Rohrpfeifen haben sie. Dieses ist um so auffallender, da sie von Natur eine vorzügliche Anlage für Musik zu haben scheinen. Denn ihr Gesang, den sie mit gefälligen Bewegungen der Arme lieblich begleiten, ist sogar vielstimmig (1).

---

1) Zwar hat man dieses bezweifeln wollen, und zwar aus dem Grunde: weil die Sandwich-Insulaner doch wohl keine Theorie der Musik verständen. Allein G. Forster bemerkt dagegen: „daß, um ein Paar Gesänge praktisch vielstimmig auszuführen, es wohl nur eines musikalischen Gehöres bedürfe. Die ganze Musik der Insulaner im

Ein merkwürdiger Zug in dem Charakter der Sandwich-Insulaner ist ihre starke Neigung zum Spiele. Eins ihrer Spiele hat sehr viel Aehnlichkeit mit unserm Bretspiele; allein es muß noch verwickelter seyn, als dieses, da sich die Zahl der Felder auf zwei hundert acht und dreißig beläuft. Sie bedienen sich dabei gleichfalls schwarzer und weißer Steine, die sie aus einem Feld ins andre rücken. Ein anderes Spiel besteht darin, daß sie einen Stein unter den Falten eines Stückes Zeug verstecken, und nun wetten, daß der Gegner mit einem Stäbchen die Stelle nicht treffen werde, wo der Stein liegt. Auch haben sie Kugel- und Wurfspiele. Ein besonderes Vergnügen finden sie daran, den Spielen ihrer Kinder zuzusehen, und auf ihre Fertigkeit im Ballschlagen oder ihre Schnelligkeit im Rennen mit einander zu wetten. Jenes geschieht mit einem kurzen Stocke, an dessen Ende ein spitziger Pflock oder Zapfen befestigt ist, womit sie einen aus Blättern zusammen gebundenen Ball auffangen, und wieder in die Höhe werfen. Auf diese Art sah man kleine Kinder fünf Bälle beständig im Gange erhalten. Das Wettlaufen aber ist das Lieblingsspiel der Mädchen sowohl als der Knaben, und hierin zeigen sie eine erstaunliche Schnelligkeit; indem sie ganz unbekleidet sind, und also die ganze Kraft ihrer Muskeln entwickeln können. Einst sahen die Engländer bei einem solchen Wettrennen einen Mann in der äußersten Wuth sich das Haar zerraufen, und die Brust zerschlagen; weil er drei Aexte verloren, die er kurz zuvor für die Hälfte seines Vermögens von ihnen erkauft hatte.

---

Südmeere beschränke sich auf ein Paar ganz einfache Sätze". C. 3, 438.

Die Verfassung dieser Inseln scheint, so viel man davon erfahren konnte, mit der Otaheitischen sehr viel Aehnlichkeit zu haben. Auch hier bemerkte man wenigstens drei verschiedene Klassen oder Stände. Die erste ist die der Erihs, oder Oberhäupter der Bezirke, von denen einer unter dem Titel Erih-Tabu oder Erih-Mai die Oberherrschaft zu führen scheint. Die zweite Klasse besitzt keine Gewalt, sondern nur ein gewisses Eigenthumsrecht. Die dritte endlich besteht aus Tautaus oder Leibeignen, die weder Rang noch Eigenthum haben. Der höchste Erih zieht vou seinen Untergeordneten Abgaben an Lebensmitteln, und seine Würde ist erblich. Jene üben dagegen wieder eine unumschränkte Gewalt über die untere Volksklasse aus, und zwar oft, wo nicht mit Grausamkeit, doch mit Stolz und Härte. Kommt ihnen z. B. einer aus derselben in den Wurf, oder erblicken sie ihn an einer Stelle, die ihm nicht gebührt; so ergreifen sie ihn ohne Umstände beim Schopfe, und treiben ihn mit Fußtritten hinweg. Hiervon sahen die Engländer wiederhohlte Beispiele, sogar auf ihren Schiffen. Selbst gegen einander behaupten sie ihren höheren Rang auf diese unsanfte und trotzige Weise. Vor dem Oberhaupte muß alles mit dem Angesichte zur Erde niederfallen.

Eben so willkührlich und gewaltsam ist auch ihre Justiz. So oft unter dem gemeinen Volke ein Zwist entsteht, kommt die Entscheidung an irgend ein Oberhaupt. Wenn ein Vornehmer von einem geringeren Range einen von einem höheren Range beleidigt; so ist sein Zorn der einzige Maßstab der Strafe. Ist der Beleidiger so glück-

lich,

lich, der ersten Wuth seines Obern zu entgehen; so gelingt es ihm oft durch die Fürsprache eines dritten, mit Aufopferung seines Vermögens oder eines Theils desselben, Verzeihung zu erkaufen.

Die Priester, deren Würde mit der fürstlichen wo nicht verbunden, doch nahe verwandt zu seyn scheint, machten hier eine geschlossene Gesellschaft aus, die von der übrigen abgesondert, unter einem Oberhaupte oder Vorsteher, in Klöstern lebte. Das Vorrecht, in dieselbe eintreten zu dürfen, beschränkt sich, allem Anscheine nach, nur auf gewisse Familien. Uebrigens leben diese Priester in der Ehe, und ihre Würde ist erblich.

Die Religion dieses Volkes stimmt in ihren Grundzügen mit der der Societäts-Insulaner überein. Ihre Morais, ihre Opfer und religiösen Gesänge weisen deutlich genug auf eine gemeinschaftiche Quelle hin; nur sind ihre Feierlichkeiten häufiger und umständlicher, als auf den Societäts-Inseln. Von einem höchsten oder großen Gott, Eatua, haben auch sie einen Begriff. Sie meinten: „er müsse wohl in England wohnen", weil sie die Engländer als erhabnere Wesen anstaunten. Daher gaben sie auch dem Kapitain Cook den Ehrennahmen Orauo, der sonst nur ihrem Oberpriester zusteht, und bewiesen ihm alle Huldigungen, die sie jenem erzeigen. Sowohl auf den Morais, als in- und außerhalb ihrer Wohnungen, sieht man eine unzählige Menge kleiner Bilder, mit welchen sie aber oft wechseln; so daß sie ihre Opfer und Verehrung den alten entziehen, und neuen

zuwenden. So haben sie fast immer einen andern Favorit-Gott. Diese Götter, oder wenigstens ihre Bildnisse, sind von beiden Geschlechtern, oft von der lächerlichsten, oft sogar von unanständiger Bildung, gleich dem Priap der Alten. Besser aber, als die Ideen, welche sie ihnen unterlegen, scheint die Ausführung derselben zu seyn. So fand eine Gesellschaft Englischer Offiziere einst in einem großen Hause die Figur eines schwarzen Mannes, der mit zurückgebogenem Haupte auf den Fingern und Zehen ruhte. Die Glieder waren nach richtigen Verhältnissen gebildet, und die ganze Figur auf das schönste geglättet. Rund um dieses Bild her standen dreizehn unförmliche Gestalten, von denen die Einwohner sagten, es seyen die Eatuas, Schutzgeister, verstorbener Oberhäupter. Eine Menge Altäre, Whattas, mit Ueberbleibseln von Opfern, umgaben diese Bildnisse. Die Anbetung besteht darin, daß man die Bildsäule mit rothen Gewändern bekleidet, vor ihr die Trommel rührt, und Hymnen singt, und endlich ein geschlachtetes Ferkel oder einen Hund auf dem nahen Altare, nebst rothen Federn, zu den Füßen des Gottes niederlegt. Mit solchen oder ähnlichen Ceremonien wurde auch Cook auf Owaihi empfangen, und über dieß reichlich mit Hunds- und Schweinfleisch bewirthet, oder vielmehr gefüttert; wobei ein alter Priester den Respekt so weit trieb, daß er jeden Bissen vorher kaute, und sodann dem erhabenen Gaste in den Mund stopfte.

Zu ihren religiösen Gebräuchen gehört ferner eine gewisse Verstümmelung, nämlich das Ausbrechen der Vorderzähne. Kaum sahe man Einen dem nicht einer oder

mehrere gefehlt hätten. Sie gaben zu verstehen, es sey ein dem Eatua dargebrachtes Sühnopfer, um eine Gefahr oder ein Unglück abzuwenden. Ein anderes minder schmerzliches Opfer, wodurch sie ihre Zuneigung und Ehrfurcht gegen jemand bezeugen wollen, ist das Abschneiden der Haarlocken. Einige Männer von Onihiau, die noch vor der Landung an Bort der Schiffe gekommen waren, baten, ehe sie sich wieder weg begaben, um die Erlaubniß, einige ihrer Locken auf dem Verdecke niederlegen zu dürfen.

Auf diesen Inseln fand man zwei Wahnsinnige; einen Mann auf Owaihi und eine Frau auf Onihiau. Aus der besondern Ehrfurcht, die man ihnen erwies, erhellte, daß auch hier die im Oriente so allgemeine Meinung herrsche: Wahnsinnige seyen von der Gottheit begeisterte Menschen.

Unter den Vögeln halten sie den Raben und die Nachteule für heilig. Wenigstens wollten sie einige derselben, die zahm gemacht waren, um keinen Preis verkaufen, und warnten die Engländer auf das ernstlichste, sie weder zu verletzen, noch zu beleidigen.

So unschuldig, ja so wohlthätig hier der Aberglaube ist, so schrecklich und empörend ist seine Wirkung von der andern Seite. Zufolge der eignen Aussage der Einwohner sind auf ihren Inseln die Menschenopfer häufiger, als in allen übrigen. Nicht nur bei dem Anfange eines Krieges, vor einer Schlacht und bei jeder wichtigen Unternehmung, sondern auch bei dem Tode eines angesehe-

nen Oberhauptes fallen solche unselige Opfer, deren Anzahl mit dem Gewichte der Unternehmung oder dem Range der Erihs steigt. So versicherte man, daß im Falle der jetzige König von Owaihi stürbe, zehn Menschen für diesen Todesfall zu Opfern bestimmt wären. Wenn irgend etwas die Abscheulichkeit dieser Sitte mildern könnte, so wäre es, nicht etwa, daß man des Todes schuldige Verbrecher dazu nimmt; sondern einzig die völlige Ungewißheit, worin die Unglücklichen gelassen werden, bis auf einmahl der tödliche Schlag der Keule sie trifft. Weiber sowohl als Männer kann dieser furchtbare Schlag treffen, deren Leichname sofort an den für die Feierlichkeit bestimmten Platz geschleppt, und in einem abgesonderten Winkel bei dem Grabe des Vornehmen eingescharrt werden. Ihre Schädel hängt man auf das das Morai umgebende Gitter.

Verehrung der Todten deutet allerdings auf eine gewisse Vorstellung von künftiger Fortdauer. Doch schien diese Vorstellung hier, in so weit man sie kennen lernen konnte, noch sehr dunkel. Auch sie gaben zu verstehen, die Seele, die sie Athem nannten, gehe zum Eatua, und schienen sogar einen besondern Ort als den Aufenthalt der Verstorbenen zu beschreiben; von Strafen oder Belohnungen, die ihrer dort warteten, hatten sie keine Ahndung.

Ob aber auch diese sonst so gutmüthigen Menschen, die sogar zum Zeichen des innigsten Herzensvereins, gleich den Otaheitiern, ihre Nahmen gegen einander austauschen; ob sie mit diesen zarten Gefühlen zugleich die barbarische

wilde Sitte verbinden, ihre erschlagenen Feinde zu fressen? diese Frage ist wenigstens noch unentschieden. King gibt sich viele Mühe, die Beweise, auf welche Anderson und Cook ihre schreckliche Vermuthung gründeten, zu entkräften, und zu widerlegen. Und allerdings ward letzterer selbst der traurigste Beweis, welch einen unsäglichen Abscheu sie, wenigstens in Ansehung seiner, dagegen fühlten. Dessen ungeachtet scheinen uns die häufigeren Menschenopfer und das Zerhauen und Vertheilen der Leichname deutlich genug zu beweisen, daß man hier, der Neuseeländischen Rohheit wenigstens um einige Grade näher stehe, als auf den Societäts-Inseln, von denen Omai zwar, als man in ihn drang, gestand: daß seine Landsleute in der Wuth der Rachgier wohl zuweilen das Fleisch ihrer Feinde mit den Zähnen zerrißen; allein standhaft leugnete, daß sie es jemahls äßen.

Endlich müßen wir noch eines Gebrauchs erwähnen, der zugleich religiös und politisch zu seyn scheint. Es ist eine Art Interdiktion, die Tabbu oder Tawu heißt, und von welcher King folgende Auskunft gibt. „Es wird am zweckmäßigsten seyn, sagt er, die Fälle, wo wir das Wort gebrauchen hörten, und die jedesmahlige Wirkung desselben anzugeben. Als wir uns um die Ursache erkundigten, warum den Tag vor Terriobus, des Königs, Ankunft alle Gemeinschaft mit uns und den Einwohnern aufgehoben worden? antwortete man uns: die Bai sey Tabbu. Das nämliche fand auf unser Verlangen an dem Tage Statt, an welchem wir die Gebeine unseres unglücklichen Befehlshabers in das Meer versenkten. Beide Mahle zeigten die Einwoh-

ner den blindesten Gehorsam gegen dieses Verbot. Auch der Platz um unsre Sternwarte und wo unsere Maste lagen, war vermittelst kleiner, um ihn her gesteckter, Stäbe, den Einwohnern Tabbu, und dieses Verbot wurde nicht weniger pünktlich befolgt. Allein, obgleich diese Art von Heiligung von den Priestern vorgenommen wurde, so schienen doch die Männer, wenn sie sich auch nicht an das Verbot kehrten, keine geistliche Strafe zu befürchten; denn auf unsere Einladung wagten sie es, in den verbotenen Platz zu treten. Die Frauenzimmer hingegen ließen sich auf keine Weise bereden, uns nahe zu kommen; woran aber vermuthlich die Nachbarschaft des Morai Schuld war, das ihnen zu aller Zeit und auf allen Inseln des Südmeeres verboten ist. Gewisse Speisen sind dem weiblichen Geschlechte jederzeit Tabbu. Ueber dieß sahen wir verschiedene, die sich die Speisen von einer andern Frau in den Mund stecken ließen, und auch von diesen sagte man: sie wären Tabbu, oder es sey ihnen nicht erlaubt, die Speisen selbst zu berühren. Dieses Verbot wird ihnen, so viel wir verstehen konnten, jedes Mahl, wenn sie bei einem Begräbnisse gewesen sind, oder einen Todten berührt haben, ingleichen bei einigen andern Gelegenheiten, auferlegt. Ich bemerke noch, daß das Wort Tabbu ohne Unterschied von Personen und Sachen gebraucht wird. So heißt es: die Einwohner sind Tabbu, die Bai ist Tabbu u. s. w. Außer dem bedeutet das Wort auch geheiligt, erhaben oder geweiht. Der König von Owaihi wird daher Erih-tabbu genannt, ein zum Opfer bestimmter Mensch Tangata-tabbu, und in eben dieser Rücksicht heißt die Insel Tonga eine der Freundschafts-

Inseln, Tonga=tabbu, weil sich der König daselbst aufhält".

Wenn man über die Moralität der verschiedenen Stände auf diesen Inseln eine Vergleichung anstellen wollte, so würde dieselbe für den niedrigsten, oder das gemeine Volk günstig ausfallen. So lange die Engländer um die Küsten herum kreuzten, fanden sie das Betragen dieser Leute durchaus ehrlich und untadelhaft, und als sie späterhin eine große Veränderung an ihnen entdeckten, glaubten sie dieses der Gegenwart der Vornehmen zuschreiben zu müssen; denn so oft sie einer entwendeten Sache nachspürten, fanden sie dieselbe zuletzt im Besitze irgend eines Mannes von Ansehen, auf dessen Veranstaltung der Diebstahl vermuthlich begangen worden war. Ueberhaupt schien die Gunst der Vornehmen mehr eine gewisse Politik, als herzliches Wohlwollen zur Quelle zu haben; denn die Nämlichen, die sie bei ihrem Abschiede mit Freundschaftsbezeigungen und Höflichkeiten überhäuft hatten, empfiengen sie bei ihrer unverhofften Wiederkunft nicht nur kalt, sondern beinahe feindselig. Eben so zweideutig muß die Freigebigkeit und Gastfreiheit der Priester erscheinen, wenn man ihr ganzes Betragen in Erwägung zieht (1).

Ueber ihre Heirathen läßt sich, nach unserer bisherigen Kenntniß der Sandwich=Inseln, wenig mehr sagen,

---

1) Ich habe mir erlaubt, in diesem Urtheile über die Priester, in etwas von dem Verfasser abzugehen. Man erwäge nur das treulose Betragen des Koah. — A. d. U.

als daß ein solcher Vertrag unter ihnen üblich ist. Zwar lebte der König Terriobu, neben seiner rechtmäßigen Gemahlinn, mit einer andern Frau, die er vorzüglich liebte, und die ihm auch mehrere Kinder geboren hatte; allein ob die Gesetze die Vielweiberei gestatten, oder ob in solchen Fällen nur ein Konkubinat Statt finde, läßt sich nicht bestimmen. Wenn man aus dem strengen Betragen des Orono, als er seine Frau im Verdacht hatte, sie sey den Engländern geneigt, einen allgemeinen Schluß ziehen dürfte; so müßten wenigstens die Vornehmen nicht nur eheliche Treue, sondern sogar einen gewissen Grad von Zurückhaltung von ihren Weibern fordern. Uebrigens ist die Führung des Hauswesens und die Erziehung der Kinder, ungefähr eben so, wie in gesitteteren Ländern, zwischen Mann und Frau getheilt. „Rührend, sagt Cook, war es zu sehen, mit welcher Zärtlichkeit und Sorgfalt die hiesigen Weiber ihre kleinen Kinder warteten, und welche Hülfe ihnen bei diesem mütterlichen Geschäfte die Männer leisteten. Hierdurch unterscheiden sie sich hinlänglich von Wilden, die ein Weib und Kind eher unter die nothwendigen als wünschenswerthen Dinge zu zählen, und sie diesem Grundsatze gemäß zu behandeln pflegen". Doch dagegen kann man die Erniedrigung des Weibes, daß es mit dem Manne nicht aus einer Schüssel essen darf, und verschiedene Speisen ihr gänzlich untersagt sind, als einen deutlichen Beweis eines noch geringen Grades von Kultur ansehen.

Die Todtenfeiern und Begräbniß-Ceremonien bestehen hauptsächlich in Wehklagen und Gewinsel, welches

je nach dem höheren oder geringeren Range des Verstorbenen von Mehreren und unter mehreren Ceremonien angestellt zu werden scheint. King führt ein Paar Beispiele an, welche uns davon eine ziemlich anschauliche Vorstellung geben können. Er erhielt Nachricht, daß so eben ein alter Mann aus der Klasse der Oberhäupter gestorben sey. Er eilte hin, und fand eine Menge Leute rund um den Platz her vor dem Hause sitzen, wo der Verstorbene lag. Ein Mann, der eine mit rothen Federn besetzte Mütze trug, kam an die Thür, streckte jeden Augenblick den Kopf heraus, und machte ein jämmerliches Geheul, wobei er zugleich sein Gesicht auf alle nur ersinnliche Weise verzerrte. Nach einer kleinen Weile breitete man eine Matte auf dem Hofe aus. Hierauf kamen zwei Männer nebst dreizehn Frauenzimmern aus dem Hause hervor, und ließen sich in drei Reihen darauf nieder. Die Weiber trugen am Halse und an den Händen einen Federschmuck und über ihre Schultern waren grüne ausgeschnittene Blätter ausgebreitet. In einer Ecke des Hofes, neben einer kleinen Hütte, standen sechs Knaben, die kleine weiße Fähnchen und die Tabbu-Stäbchen schwenkten, und niemand erlaubten, ihnen nahe zu kommen. King vermuthete daher, daß in dieser kleinen Hütte der Leichnam läge; erfuhr aber in der Folge, daß er wirklich noch in dem Hause sey. Die Gesellschaft, welche auf der Matte saß, stimmte einen Trauergesang an, der mit sanften, langsamen Bewegungen des Körpers begleitet wurde. Nachdem auch dieses einige Zeit gedauert hatte, erhoben sich alle auf die Knie, und fiengen in einer halb sitzenden, halb knienden Stellung an, den Körper und die Arme äußerst schnell zu

bewegen, wozu ihr Gesicht immer Takt hielt. Da diese Anstrengung zu heftig war, um lange dauern zu können; so machten sie von Zeit zu Zeit wieder ihre langsameren Bewegungen. Nach einer Stunde breitete man noch mehrere Matten aus. Hierauf kamen vier oder fünf bejahrte Frauen, von denen eine angeblich die Wittwe des verstorbenen Oberhauptes war, langsam aus dem Hause, nahmen Platz vor der ersten Gesellschaft, und fiengen bitterlich an zu weinen, und zu klagen. Die Weiber in den drei Reihen stimmten mit ein, indeß die beiden Männer in einer tiefsinnigen, traurigen Stellung ihr Haupt über sie hin beugten. In diesem Augenblicke war King genöthigt, den Schauplatz zu verlassen; nach einer halben Stunde aber fand er noch alles in derselben Verfassung, worin es auch bis spät am Abend blieb. Den andern Morgen, bei Tagesanbruch, war das Volk zerstreut und alles ruhig. Alles, was er erfahren konnte, war, daß man den Leichnam bei Seite geschafft hätte. In seinen ferneren Nachfragen wurde er durch die Ankunft dreier Frauenzimmer gestört, die sich niedersetzten, und ihre Bedienten mit Fliegenwedeln hinter sich treten ließen. Sie gaben ihm zu verstehen, daß seine Gegenwart sie von der Ausübung einiger nothwendigen Gebräuche abhielte. Kaum hatte er sie aus dem Gesichte verloren, so hörte er schon ihre Klagen und ihr Jammergeschrei, und als er ihnen nach einigen Stunden begegnete, bemerkte er, daß sie sich den untern Theil des Gesichtes ganz schwarz bemahlt hatten.

„Ein andres Mahl, setzt er hinzu, sah ich diese Ceremonien bei einer Person von der gemeinen Klasse. Ich hörte

aus einer elenden Hütte eine klägliche weibliche Stimme erschallen, und als ich hinein zu sehen wagte; erblickte ich eine alte Frau mit ihrer Tochter, die über dem entseelten Leichname eines alten Mannes weinten. Gleich Anfangs bedeckten sie denselben mit einem Gewande, legten sich hierauf neben ihn, zogen das Tuch auch über sich, und fiengen mit kläglicher Stimme einen Trauergesang an, worin die Worte: Awohmeduah! Awohtane! — Ach, mein Vater! Ach, mein Gatte! — oft vorkamen. Eine jüngere Tochter, die zu gleicher Zeit in einem Winkel des Hauses mit schwarzem Zeuge bedeckt auf der Erde lag, wiederhohlte dieselben Worte. Ich wendete mich von dieser Trauerscene weg, und sah eine Menge Nachbarn vor der Hausthür versammelt, die den Klagen in tiefer Stille zuhörten. Ehe ich zu Bette ging, stellte ich eine Schildwache vor das Haus, mit dem Befehle mich sogleich zu rufen, so bald man Anstalt mache, den Leichnam fortzubringen. Allein am andern Morgen war auch dieser weg. Ich fragte, wo er hingekommen sey, und man zeigte auf die See. Entweder wollte man dadurch zu verstehen geben, er sey ins Wasser versenkt, oder über die Bai nach einer andern Gegend gebracht worden".

Endlich verdient als eine Merkwürdigkeit noch angeführt zu werden, daß man auf der Insel Owaihi einen Einsiedler antraf, der ehemahls ein großes Oberhaupt und tapferer Krieger gewesen war, und nun schon seit langer Zeit seine einsame Hütte nicht mehr verließ. Die Eingebornen warfen sich vor ihm nieder, indem sie ihm einen Theil der mitgebrachten Lebensmittel überreichten.

Sein Benehmen war heiter und ungezwungen. Beim Anblicke der Engländer schien er kaum einige Verwunderung zu bezeigen, und so sehr man in ihn drang, einige Seltenheiten anzunehmen; so schlug er sie dennoch aus, und zog sich bald in seine Hütte zurück. Die ihn sahen, schätzten sein Alter wenigstens auf mehr als hundert Jahre.

# Anmerkungen.

(a) In den früheren Zeiten war die Zergliederung menschlicher Leichen bei Bannstrafe verboten; der Römische Hof mußte erst dazu die besondere Erlaubniß ertheilt haben. Selbst als das Zergliedern schon erlaubt war, wurde es doch nur selten, und meistens heimlich vorgenommen: so groß war das Aergerniß, welches man daran nahm, einem Christen nach seinem Tode den Leib öffnen zu lassen.

(b) Man muß bei dieser Einleitung es nie vergessen, wie man denn auch oft daran erinnert wird, daß der Verfasser in allem, was die Kenntniß des Baues des menschlichen Körpers anlanget, nur ein Laie ist.

Auch war wohl eine mehr ins Detail gehende anatomische Beschreibung der Theile des menschlichen Körpers hier um so weniger nöthig oder zu erwarten, da es uns nicht an Schriften darüber fehlt. Für Nichtärzte wollen wir vorzüglich auf folgende Werke verweisen:

J. C. Loder, Anfangsgründe der physiologischen Anthropologie, 3te Aufl. Wien 1800.

Chr. Bernoulli, Anthropologie. Halle 1804.

(c) Moscati hielt dafür, daß den Menschen der Gang auf allen Vieren eben so natürlich als andern Säugethieren, und der aufrechte Gang eine Folge der Gewohnheit sey. Allein vergleicht man den Bau des Menschen und den der Thiere genau mit einander, so kann man Moscati's Idee durchaus nicht beipflichten; sondern man muß sich überzeugen: daß der Mensch ursprünglich zum aufrechten Gange, die Säugethiere aber, selbst die dem Menschen am meisten ähnlichen Affen, eigentlich zum Gehen und Klettern auf allen Vieren bestimmt sind. Außer den, von dem Verfasser hier zusammen gestellten, Gründen für die natürlich aufrechte Stellung des Menschen, läßt sich noch anführen: die runde Form des Kopfes, wobei derselbe auf dem Halse gerade in seiner Mitte unterstützt wird; der Mangel des Nackenbandes, welches bei den Thieren so sehr groß ist, und wodurch bei ihnen der Kopf in seiner Lage gehalten wird; die Lage der Augen; die Artikulation der Beine; die so beträchtliche Breite der Fußplatte u. a. m.

(d) Hierher gehört auch noch die Erscheinung des monatlichen Blutflusses, die Menstruation, bei dem Weibe; obschon einige Naturforscher behaupten, daß derselbe auch bei Affenweibchen Statt finde, was von den Negern allgemein geglaubt wird. Diese glauben aber auch, daß die Affen sprechen könnten, und nur nicht wollten: weil sie sich vor der Sklaverei fürchteten; und jene täuschten sich vielleicht dadurch, daß sie einen ungewöhnlichen Blutfluß, oder die zur Brunstzeit gewöhnlichen Ausflüsse aus den Geschlechtstheilen für die Menstruation hielten.

Zu den Eigenthümlichkeiten des menschlichen Geschlechtes gehört auch die Hautfalte, welche man das Jungfernhäutchen oder Hymen genannt hat; denn die Haut, wel-

che bei einigen Thieren z. B. beim Pferde, sich am Eingange der noch unberührten weiblichen Geschlechtstheile vorfindet, unterscheidet sich doch noch vom Hymen in mehr als einer Hinsicht. Uebrigens braucht man mit dem Hymen nicht gleich die Idee von einem moralischen Zwecke seines Daseyns zu verbinden; und dann bleiben Büffons witzige Protestationen gegen das menschliche Hymen, wenigstens in einer Hinsicht, noch immer richtig, wenn er sagt: „Die Menschen haben immer viel Wesens von denjenigen Dingen gemacht, die sie allein zu besitzen glauben. Hierher gehört die thörige Annahme einer reellen Virginität im Hymen. Die Virginität ist nichts als ein Begriff, eine Tugend, die in der Unschuld der Sitten und der Reinheit des Herzens liegt; die aber schon durch jene Meinungen, Vorurtheile, Ceremonien und schamlosen Untersuchungen angegriffen wird".

(e) In dem Augenblicke, wo das Quecksilber gefriert, und wahrscheinlich schon früher, hört es auf ein brauchbarer Maßstab für die Wärme zu seyn. Die alsdann erfolgende Zusammenziehung des Quecksilbers ist der Zusammenziehung bei geringeren Graden der Kälte nicht proportional. Quecksilber-Thermometer zeigen in diesem Falle eine Kälte an, die in der That nicht existirt. So erhielten Pallas und Gmelin, wie vorher Brown und Hutchins, leicht eine Kälte von mehreren hundert Graden. Blagden zeigte zuerst, daß, um das Quecksilber in einen festen Zustand zu versetzen, bei weiten keine so große Kälte nöthig sey, als Brown angegeben hatte; sondern daß jenes bei 40° unter 0 F. Statt finde. Die bekannten Versuche von Lowiz, Cavendish, Hassenfraz, Morveau, Vauguelin, Walker, Suersen u. a. beweisen es zur Genüge.

Die Resultate dieser Untersuchungen weichen zwar von einander ab, aber doch nur in dem geringen Verhältnisse von 20° F.; und bei 40° unter o R, 58° unter o F., erstarrte das Quecksilber immer. Die Abweichungen rühren daher: weil es oft nur zum Theil erstarrt, und ein Theil — in der Kugel — noch flüßig bleibt, und gewiß erstarrt es schon in einem geringeren Grade als 40° unter o R. Eine natürliche Kälte von 126°, 180°, 370° unter o F., gegen 180° unter o R., wie der Verfasser hier angibt, möchten also weder Pallas noch Gmelin gefühlt haben; und es würde sie auch gewiß kein Mensch aushalten, wenn sie gleich möglich wär.

Ausgezeichnet bleibt es indeß für den Menschen, daß er so höchst verschiedene Grade der Temperatur, der ihn umgebenden Luft ertragen kann. Nur der Hund macht ihm, wie Pag. 21 bemerkt wird, diesen Vorzug streitig. Aber die Zuflucht, die dort nach Zimmermann, zur Verartung der Hunde genommen wird, ist auf die sehr hypothetische Annahme gegründet: daß eine und dieselbe Hundeart nicht die Sibirische Kälte und die Afrikanische Hitze ertragen könne; wogegen sich mit viel mehr Wahrscheinlichkeit schließen läßt: daß ein und derselbe Hund, unbeschadet seiner Gesundheit, seinen Herrn von Irkuzk nach dem Senegal begleiten würde. Und haben wir etwa Versuche, welche beweisen, daß keinem andern Thiere diese Unabhängigkeit seines Lebensprozeßes von den verschiedenen Klimaten zukommt?

Die Hitze des Backofens wird freilich kein Thier aushalten, aber auch der Mensch nicht; und so lange sie seinem Leben nicht gefährlich wird, so lange wird sie auch manchem Thiere nicht lebensgefährlich seyn.

Außer-

Außer dem muß jenes Vermögen des Menschen, in den kältesten Klimaten zu leben, auch auf die Hülfsmittel berechnet seyn, die er hat, um sich die Ertragung derselben zu erleichtern. Gewiß kehren die Menschen bei einer Kälte, wo die Thiere sterben, täglich mehrere Mahle in die erwärmte Wohnung zurück, und hohlen sich durch Speise und Trank neue Kräfte zur Ausharrung; während der hungrige Vogel sich gegen die Kälte nicht schützen kann.

(f) Sicher würden viele Thiere eine gleiche Verschiedenheit des Drucks des sie umgebenden Mediums ertragen; wenn sie, unbeschadet anderer Lebensfunktionen, aus der Höhe der Cordillera in die Tiefe des Meeres hinabsteigen könnten. Wie der Perlenfischer aber, durch Anhaltung des Athems, einige Minuten unter Wasser zu bleiben, ist dem Thiere, das sich bewußtlos dem Andrange der Gefahr und dem Tode hingibt, nicht möglich. Es würden aber die Thiere, welche die Luftschiffer mit sich nahmen, wahrscheinlich auch den Perlenfischer in der Taucherglocke begleiten.

Büffons Meinung — Note des Verf. zu Pag. 20 —: daß das Leben unter allen Himmelsstrichen dem Vernunftgebrauche des Menschen zugeschrieben werden müsse, möchte also, wie aus der vorigen Anmerkung erhellet, nicht nur dort gültig seyn; sondern auch auf den hier berührten Gegenstand ausgedehnt werden dürfen.

(g) Die Vergleichung und Unterscheidung zwischen Mensch und Thier ist von jeher viel zu vague und ohne höhere Haltungspunkte geschehen. So lange ohne Unterschied äußere und innere Merkmahle der Aehnlichkeit und der Verschiedenheit zusammen gerafft werden, behält jede Parthei Recht — und also auch Unrecht —; denn in diesem Falle ist jeder Grund *pro* und *contra* gültig. Aber die

Gründe, die man aus der Anatomie und aus den Aeußerungen des physischen Lebens nimmt, werden weder die Aehnlichkeit noch die Verschiedenheit des Menschen und des Thieres erweisen. Denn erstens halten sich die, so aufgefaßten, Merkmahle der Gleichheit und Verschiedenheit so ziemlich das Gleichgewicht, und das Resultat der dahin zielenden Untersuchungen hängt gewöhnlich von der Willkühr des Beobachters ab; je nachdem er Gleichheit oder Verschiedenheit finden wollte. Zweitens bringen uns die triftigsten Gründe für die Verschiedenheit des Menschen und Thieres doch nicht über die Annahme hinweg: daß der Mensch sich von der einen Klasse der Thiere, den Säugethieren, viel weniger unterscheide, als diese letztere von allen andern Thierklassen; woraus aber folget: daß wir ihn in Hinsicht auf seine Organisation entweder gar nicht von den Thieren trennen können, und nur als eine besondere Species ansehen müssen; oder mit ihm auch einige Affen aus dem Thierreiche zu nehmen hätten. Auf der andern Seite beweisen jene Gründe für die Gleichheit der Affen und Menschen niemahls: daß beide in einer Klasse zusammen gefaßt werden müßten; sondern höchstens nur: daß sie sich nicht bestimmt unterscheiden lassen. Es ist aber auch sehr klar, daß wir nimmermehr einen bestimmten Unterschied zwischen Mensch und Thier finden werden; wenn wir gerade das Thierische am Menschen mit dem Thiere in Vergleichung bringen.

Höchstens läßt sich hier annehmen: daß im Menschen die vielfältigen thierischen Funktionen in allseitige Ausbildung treten, und daß ihm alle Funktionen im harmonischen Gleichgewichte eingeboren sind; während die verschiedenen Thierklassen und Arten nur einzelne Funktionen auf Unkosten der andern vollendet, und selbst hervorstechender und vollkommener, als der menschliche Organismus, zeigen.

So kommt den Vögeln die Respiration, den Säugethieren die Cirkulation, den Insekten Muskularaktion, den Schalthieren Exkretion zu. In den Sinnen läßt sich dieß viel bestimmter nachweisen. Man nehme den Geruch mancher Säugethiere, das Gesicht der Vögel, das Gehör mancher Säugethiere und Vögel, das Gefühl der Insekten und Würmer u. a. m. Aber im Menschen finden sich diese Funktionen alle vollendet, und keine ist auf Unkosten der andern mehr entwickelt; vorzüglich gilt dieß von den Sinnen. Der Mensch ist, um seine Umgebungen aufzufassen, nicht, wie diese oder jene Thierklasse oder Thierart, auf einen oder einige seiner Sinne beschränkt; sondern er umfaßt sie mit allen Sinnen, er hat die größte Außenwelt. Der Wurm fühlt seine Umgebungen. Die Säugethiere fühlen sie zum Theil sehr wenig, und sehen sie auch zum Theil sehr dürftig; aber sie riechen, und hören desto vorzüglicher, was sie umgibt. Dem Vogel muß das Gesicht alles ersetzen, was seinen andern Sinnen abgeht. Der Mensch vereinigt dagegen alle diese einzelnen Vollkommenheiten in sich.

Doch auch dieser Unterschied zwischen Mensch und Thier ist nicht hinlänglich und unterscheidend genug. Was jenen von diesen bestimmt und vollkommen unterscheidet, ist das höhere geistige Leben des Menschen, und schon dadurch ist dieser von dem Orang-Utang bei weiten mehr abgesondert, als, in Hinsicht auf seine Organisation und auf sein thierisches Leben, vom Wurme. Aber auch hier hat man dem Menschen Vorzüge vor den Thieren beigelegt, die er nicht hat. Man wollte alle Handlungen der Thiere aus Instinkt ableiten, und ihnen jenes Vermögen, sich durch Mittel zukünftiges Vergnügen zu verschaffen, oder durch sie künftige Schmerzen abzuwenden, ganz absprechen; und rechnete es dagegen dem Menschen als Eigenthümlichkeit

an: daß er durch Erlernung der Sprache, durch Verfertigung von Werkzeugen, Erwerbung des Geldes, und Anbetung der Gottheit, sich künftige Glückseligkeit zu verschaffen suche. Auf diese Weise wird dem Thiere, Bewußtseyn und Wille ganz abgesprochen, und die selbstständigen Aeußerungen seines Daseyns ganz auf nothwendige Instinkte zurückgebracht. Aber dennoch verrathen Aeußerungen der Thiere, die wenigstens der Aeußerung des Verstandes sehr nahe kommen, etwas ganz anderes als bloßen Instinkt. Warum sollten z. B. die Vögel aus nothwendigem Instinkte wandern; da sie in den Klimaten, wo sie erzeugt sind, existiren könnten, da dieselben Vögel, welche in dem einen Lande wandern, in dem andern bleiben? Woher jener vorsichtige Bau der Nester der Vögel? Gewiß nicht aus Instinkt; denn sobald die Umstände und Schwierigkeiten wegfallen, welche jene Vorsicht veranlaßten, folgen dieselben Vögel ganz andern Neigungen. Woher jene Rücksicht der Thiere auf künftige Nahrung? Sammelt die Biene den Honig aus Instinkt? Zuverläßig nicht; denn auf Barbados und auf andern Inseln hören sie auf Honig zu sammeln, und halten sich an die Zuckerhäuser der Einwohner. In Jamaika hingegen, wo sie der kalte Nordwind und die Regenzeit zu Hause und beisammen erhält, fahren sie fort, Honig zu sammeln. Woher die List, mit welcher sich mehrere Thiere vereinigen, um ein drittes zu fangen, oder ihm den Raub abzujagen? Woher die Sorge der Thiere für ihre Nachkommenschaft? Oder ist es etwa auch Instinkt, daß die Hausthiere zu jeder Zeit Eier legen, und die wilden nur dann, wenn ihre Brut Nahrung finden kann? Ist es Instinkt, daß die Fische nicht nur bequemere nahrungsreiche Plätze für ihre Nachkommenschaft suchen; sondern selbst aus dem Wasser sich zu wiederholten Mahlen schleudern, bis sie über den Wasserfall hinweg sind, welcher den Fort-

gang ihrer Reise verhinderte? Ist das Singen und andere Sitten der Thiere Instinkt; da es doch bekannt ist, daß sie solches zum Theil erst in der Gesellschaft von andern lernen?

Darwin, der viele ähnliche interessante Handlungen der Thiere sammelte — *Zoonomie* 101. Abschn. —, beweis't: daß den Thieren erworbene Kenntnisse, gegenseitiger Unterricht und Verabredung zu einem gemeinschaftlichen Zwecke nicht abzusprechen seyen. Wenigstens erhellet aber daraus: daß Zweckmäßigkeit der Handlungen, Besonnenheit, Ueberlegung und empirische Kenntniß vom Zusammenhange, von der Gleichzeitigkeit und Aufeinanderfolge der Erscheinungen in der Natur dem Menschen nur in einem höhern Grade als den Thieren, nicht ausschließlich, zukommen; so wie seine Fertigkeit in diese äußeren Verhältnisse der Dinge zu einem bestimmten Zwecke einzugreifen, auch nur mehr vollkommen ist, als die der Thiere. Sonach kommt dem Thiere aber mehr als blinder Trieb, nämlich Wille und empirisches Bewußtseyn zu; denn ohne diese beiden läßt sich die Möglichkeit jener Annahme nicht einsehen. Dadurch ist aber das Thier dem Menschen nicht gleich gesetzt. Denn erstlich erhebt schon dieses Uebergewicht der Besonnenheit, der empirischen Kenntnisse und des Willens den Menschen weit über die Thiere. Zweitens steigert sich diese empirische Kenntniß im Menschen auf eine noch höhere Stufe, welche das Thier nie erreicht. Die Erkenntniß des Menschen erstreckt sich nämlich nicht nur auf das sinnlich Wahrnehmbare; sondern er erhebt sich über die Welt der Erscheinungen, und sucht und findet das Gesetzmäßige darin: so erhält er Begriffe und mathematisches Wissen. Aber er geht noch weiter, und sucht und findet das innere Wesen und den Grund der Dinge: und so erhält er Ideen von sich, von seiner Außenwelt, und vom Universum überhaupt.

Diese beiden letzten Aeußerungen des geistigen Lebens kommen allerdings nur dem Menschen zu, und Locke hat denn gewisser Maßen Recht, wenn er behauptet: daß die Thiere keine abstrakten oder allgemeinen Ideen, wie der Mensch, hätten. Das Thier hat keinen Begriff von Kraft, von Schönheit, von Kunst, der selbst dem rohesten Menschen — freilich bisweilen nur dunkel — vorschwebt; aber er hat ihn doch, und dadurch den unendlichen Vorzug vor den Thieren, daß sich in seinem Aeußern jenes Gepräge ausdrückt, welches die innere Würde des Menschen bezeichnet, in den Handlungen des wilden Naturmenschen dämmert, und selbst jenen, Menschen und Thieren gemeinschaftlichen, Aeußerungen der Besonnenheit und des Willens die Hoheit und Haltung gibt, in welche der Beobachter einen Unterschied des Menschen vom Thiere setzt.

(h) Die Zuflucht zu göttlicher Offenbarung, welche die Erklärung des Ursprungs der Sprache nimmt, ist wirklich nicht viel mehr, als das Geständniß: das ihre Entstehungsart nicht ausgemittelt werden könne.

Die Beantwortung der Frage: „ob es eine Zeit gab, wo die Menschen nicht sprechen konnten"? — d. h. wo sie keine artikulirten Töne hatten, durch welche sie sich gegenseitig verständigen konnten — würde uns auch nicht aus diesen Zweifeln ziehen. Mittel, sich gegenseitig zu verständigen, müssen aber die Menschen immer gehabt haben, sie mochten leben wie, wo und wann sie wollten; denn es fehlt den Thieren nicht an solchen Mitteln: und unter dem Thiere hat der Mensch nie gestanden. Ob nun das Bedürfniß, sich einander zu verständigen, die Menschen in den frühesten Zeiten zu artikulirten Tönen oder zu andern mimischen Ausdrücken führte? das wäre hier die Frage. Es ist aber nicht

zu bezweifeln, daß ihre kindliche Lebhaftigkeit sie alle Mittel versuchen ließ, ihren Willen und ihre Neigungen, Abneigungen und Stimmungen sich gegenseitig begreiflich zu machen. Daß sie nun zur Erfindung einer Sprache durch Töne gedrängt wurden, kann gar nicht in Zweifel gezogen werden; sobald man darauf Rücksicht nimmt, daß Dunkelheit, Entfernung, Absonderung und andre Hindernisse, sich durch Geberden zu verständigen, ihnen die Töne abzwangen. Zu dieser Erklärung brauchen wir aber gar nicht unsre Zuflucht zu nehmen, um die Erfindung einer solchen Sprache nothwendig zu finden; denn der Trieb gewisse Stimmungen, Affekten und Bedürfnisse durch Töne auszudrücken, möchte ursprünglich dem Menschen noch natürlicher seyn, als dem Thiere.

Von dieser Seite angesehen läßt es sich aber schwerlich behaupten: daß die Sprache charakteristisch für den Menschen sey; da das Geberdenspiel und die Modulation der Stimme bei den Thieren, doch auch eine unvollkommne Sprache ist, durch welche sie Bedürfnisse und Affekten willkührlich und unwillkührlich ausdrücken; und das Charakteristische wäre bei dem Menschen nur die Vollkommenheit in der Artikulation und Modulation, und der auch in ihr bemerkbare Abdruck höherer Geistesvorzüge; so fern Phantasie, Fülle der Gedanken und sinnliche Erkenntnisse der Sprache eine unendliche Mannigfaltigkeit und einen edlen Ausdruck geben.

Uebrigens findet auch bei der Sprache der Thiere, wie bei der menschlichen, Tradition und Erlernung Statt. So haben z. B. domestizirte Thiere weniger Mittel sich gegenseitig verständlich zu machen; und manche Vögel, wie dieß von der Nachtigall gesagt wird, lernen niemahls singen, wenn sie jung aus der Gesellschaft anderer genommen wurden.

(i) Linné will auch bei Elephanten beobachtet haben, daß sie Thränen vergössen. Linné versichert auch irgend einmahl, daß die Bärinn Thränen des Kummers vergieße, dasselbe ist auch von der Hirschkuh, und noch einigen andern Thieren gesagt worden. Die Hunde drücken ihr Vergnügen durch eine Verziehung des Mundes aus, welche dem Lachen des Menschen ziemlich nahe kommt.

(k) Dauberton zog vom hinteren Rande des Hinterhauptsloches eine Linie bis zum unteren Rande der Augenhöhle; eben so zog er eine Linie durch die Horizontal-Fläche des Hinterhauptsloches in der Mitte zwischen den beiden Gelenkknöpfen. Der Winkel, den diese beiden Linien mit einander machten, wurde von ihm benutzt, um die Unterschiede des Menschen von den Thieren, und selbst des Europäers von den Negern anzugeben. Bei dem Menschen war der Winkel dieser Linien so spitz, daß die Linien fast coincidirten; bei den Thieren näherte sich der Winkel mehr oder weniger einem rechten Winkel.

Pinels Methode, welche die Gelenkverbindung der beiden Kinnladen als Klassifikations-Mittel der Säugethiere betrachtet, gehört gewisser Maßen auch hierher.

(l) Es ist gewiß, daß sich die Mehrheit ursprünglicher Stammältern eben so wenig abläugnen läßt, als die Nothwendigkeit einer, nicht auf gewöhnlichem Wege der Gattung geschehenen, Erzeugung der Stammältern überhaupt; denn die Bedingungen, unter welchen die Entstehung ein oder zweier Urältern geschah, können nach Ort und Zeit verschiedentlich Statt gefunden haben. Indeß ist in der ganzen Naturwissenschaft kein Schluß schwankender, als der Schluß von der Verschiedenheit der äußeren Kenn-

zeichen auf die Verschiedenheit des Ursprungs der verschiedenen Organisationen der Menschen. Jene Unterscheidungsmerkmahle an der menschlichen Organisation beweisen eben weiter nichts, als eine gegenwärtige Verschiedenheit dieser Bildungen, und in so fern sie von solchen organischen Theilen hergenommen sind, deren Bildung gewisser Massen konstanter und weniger abhängig von äußeren Umständen ist, als Sitten, Sprachen u. s. w. sind, nämlich von Schädelform und Gesichtszügen; dienen sie auch zu einem vorzüglicheren Beweise für eine gegenwärtig verschiedene Bildung der Organisation, als jene. Um aber eine bis zum Ursprunge des Menschengeschlechts hinauflaufende Verschiedenheit der Organisationen, oder eine sogenannte Rassen-Verschiedenheit zu erweisen; müßten sich jene Unterscheidungsmerkmahle durchaus konstant und von äußeren Umständen unabhängig bewähren.

Daß dieses letztere nicht der Fall sey, daß im Gegentheile die oberflächlichste Beobachtung finden kann, daß auch sie den gewöhnlichsten Verartungen unterworfen, und also von äußeren Umständen abhängig sind, ist uns Bürge für die Unhaltbarkeit der Beweise für eine Rassen-Verschiedenheit, welche von Verschiedenheit der Kopfbildungen hergenommen sind. Denn dieselben Bedingungen, unter welchen Ein Mahl die Organisation abartete, können öfters da gewesen seyn. Und nun finden wir auch natürlich diese Degenerationen nur — oder wenigstens vorzüglich — unter solchen Nationen, deren Berührungspunkte mit Außendingen weit mannigfaltiger sind, die unter einem viel bedeutenderen Andrange äußerer Verhältnisse leben; nämlich unter den kultivirten Europäern. Im Gegentheile sehen wir die höchste Aehnlichkeit der Kopfbildungen bei jenen Nationen, deren einförmiges Leben in der gewohnten Richtung bleibt, und keinen bedeutenden Veränderungen der

gewöhnlichen Einflüsse ausgesetzt ist. Soll aber diese Degeneration aus der Vermischung ursprünglicher Rassen erklärt werden; so wird die ganze Ansicht gar zu sehr ins Hypothetische hinüber gespielt. Die Folgen einer längst geschehenen Vermischung sollten alsdann wahrscheinlich auch erklären: wie es komme, daß Menschen mit vollkommenen Neger-Schädeln vollkommene Mongolen erzeugen können, oder: daß die Vermischung zweier Rassen in ihren Spielarten eine dritte, von den ursprünglich angenommenen verschiedene, hervorzubringen im Stande sey? Dieß wäre der Fall, wenn wir aus obiger Annahme zeigen wollten: wie sich mitten im kultivirten Europa Menschen mit Neger-Schädeln und Neger-Gesichtern finden. Aber auf diese Weise würde die ganze Annahme nur noch den Werth eines Einfalles behalten.

(m) Unsere Kenntniß von den friedlichen und unfriedlichen Verbreitungen des Menschengeschlechtes über die Erde, erstreckt sich auf einen viel zu kleinen Strich; als daß wir von ihnen auf die Wanderungen und Abstammungen der zahlreichen Nationen in Westen und Süden schließen könnten. Die Bevölkerungen von West- und Südindien und den Inseln des Stillen Meeres, lassen sich schwerlich durch Verbreitungen von Asiatischen Stamm-Nationen erklären, und werden wohl für immer ein Räthsel bleiben. Die Fruchtlosigkeit und Beschränktheit der wissenschaftlichen Anstrengungen und Erklärungen über diesen Gegenstand ist sinnvoll genug in jenem witzigen Einfalle bezeichnet, welcher der Anfrage um Aufschlüsse über die Bevölkerung jener Länder als Frage zurückgegeben wurde; nämlich: wie wohl das Gras und die Bäume in jene Länder gekommen seyen?

(n) Wie sehr das hier in der Note Gesagte eingeschränkt werden könne und müsse; davon zeugen vorzüglich Sömmerings Untersuchungen über die körperliche Verschiedenheit des Negers und Europäers.

(o) Der Verfasser scheint die angenommenen Menschen-Rassen als eben so viele Species des ganzen Geschlechts anzusehen, und trennt sie dann wirklich mehr, als im Sinne jener Annahme liegt. Uebrigens werden diejenigen, welche an verschiedene Menschen-Rassen glauben, diesen und die zwei vorhergehenden Gründe für die Einheit des Menschengeschlechts nicht als Beweise gegen ihre Annahme gelten lassen; denn es ist durch sie nichts erwiesen, als: daß der Mensch auch in seiner höchsten Rassen-Verschiedenheit immer Mensch bleibe, und dieses wird niemand läugnen wollen. Jene Einheit der Organisation und der Fähigkeiten ist eigenthümliches Merkmahl des Menschengeschlechts; Verschiedenheit der Schädel, der Gesichtsbildung und Hautfarbe unterscheidendes Zeichen der Rassen.

(p) Nach der gewöhnlichen Annahme ist die Haut ein Organ, in welchem, wie in der Lunge, eine Berührung der Säfte mit der äußeren Luft und Bildung von Kohlensäure durch Zusammentreten des Kohlenstoffes der ersteren und des Sauerstoffes der letzteren geschieht. Ob nun in der Haut, wie in der Lunge, auch ein Hinzutreten des Sauerstoffes zu der ganzen Säftemasse Statt finde; oder ob der hier auseinandergesetzte Prozeß auf Aussonderung der gebildeten Kohlensäure beschränkt sey, weiß man nicht anzugeben. Es scheint, als wenn das letztere der Fall wäre. Eine Ausscheidung des Kohlenstoffes in der Gesellschaft des Wasserstoffes ist eine chimärische Voraussetzung; da weder ein Grund, noch ein Phänomen dafür spricht. Es widerspricht ihr aber die unverkennbare Entstehung und Absonderung der Kohlen-

säure durch die Haut. Sie geräth auch schon in eine sonderbare Verlegenheit, wenn sie erklären soll: wie es möglich sey, daß der Sauerstoff der Luft mit dem abgeschiedenen Wasserstoffe und nicht mit dem Kohlenstoffe sich verbinde. Wie oben schon zuerst gesagt ist, so bemerken wir offenbar jene Bildung und Aussonderung der Kohlensäure. Nun sehen wir aber ferner, daß die Dunkelheit der Hautfarbe mit der Aussonderung durch die Haut in umgekehrtem Verhältnisse steht; daß also die Transpiration am stärksten, wo die Farbe der Haut am lichtesten ist. Wäre also nicht viel eher zu schließen: daß es nicht der Kohlenstoff, sondern jene, im malpighischen Netze zurückgebliebene, Kohlensäure sey, welche die dunklere Colorisation der Haut verursacht? Der Grönländer erfüllt mit seinem transpirirten Qualme ganze Zimmer; der Neger zeigt wenig Spuren bedeutender Ausdünstung. Ob aber diese Kohlensäure durch den Zutritt der atmosphärischen Luft gebildet wird, ist eine unentschiedene Frage; denn es spricht gegen die bejahende Annahme, daß der Zutritt der Atmosphäre mit der Ausdünstung im umgekehrten Verhältnisse stehe, und daß diese Aussonderung sogar desto stärker sey, je geringer der Gehalt der uns umgebenden Luft im Sauerstoffgas ist. So sehen wir auch Menschen nach dem inneren Gebrauche des Höllensteins, dessen Gehalt an Sauerstoff bedeutend ist, schwarz werden.

Jener Annahme, daß die im malpighischen Netze zurückgebliebene Kohlensäure eine dunkle Colorisation der Haut verursache, widerspricht nun freilich der Umstand: daß gerade die Nationen von lichterer Farbe kalte, und die von dunklerer Farbe wärmere Klimate bewohnen; und so sieht man auch wirklich in gebirgigen und waldigen Gegenden bei dem weiblichen Geschlechte eine Feinheit der lichten Colorisation, die manche Städterinn beschämt. Es

gilt dieß aber bei weiten nicht durchaus; und so ist es wieder räthselhaft, daß die wilden Bewohner kalter Länder durchaus dunkler kolorirt sind, als die Bewohner der warmen. So bemerkt man auch durchgängig an den Bewohnern der nördlichen Länder jene dunkle Colorisation, die freilich unter dem Aequator erst in Schwarz übergeht. Ob es darum möglich sey, die verschiedene Färbung der Haut, sie mag nun durch Präcipitation des Kohlenstoffes im malpighischen Netze, oder durch Festsetzung der Kohlensäure daselbst geschehen, aus dem Einflusse des Lichts oder der Wärme abzuleiten, ist eine große Frage.

(q) Die Bildung der Physiognomie hängt übrigens von dem inneren Charakter ab, und dieser, in so fern er ganze Nationen signalisirt, von der Staatsverfassung, von den sittlichen Verhältnissen der Nationen, von der Beschaffenheit des von ihnen bewohnten Landes und den davon abhängenden Hauptbeschäftigungen dieser Nationen. Je bestimmter und konstanter alle diese äußeren Umstände in ihren gewöhnlichen Verhältnissen bleiben, desto übereinstimmender und einförmiger der Charakter, desto gleichmäßiger die Gesichtsbildung der Nationen. Daß aber von jenen angeführten äußeren Umständen der kriegerische, der furchtsame, der blutdürstige, der raubsüchtige, der wollüstige u. s. w. Charakter der Nationen abhängt, ist gewiß; und daß dieser sich in die Physiognomie ausspräge, ist eben so wenig zu läugnen. Wir würden gewiß die Merkmahle der Verschiedenheit der Menschen-Rassen nothwendig finden; wenn wir nur mit hinlänglichen physiologischen Kenntnissen in das Innere der Geschichte der Nationen und ihrer Sitten eindringen könnten.

(r) Die Einwohner von Arrakan haben auch eine solche Vorliebe für breite und glatte Stirnen. Um also so

früh als möglich diese Bildung der Stirn zu befördern, binden sie den neu gebornen Kindern eine schwere Bleiplatte vorn auf den Kopf.

(s) Galls Theorie der Schädelbildung verdient durchaus bei den hier aufgestellten Sätzen verglichen zu werden; denn, wenn wir auch mit seiner speciellen Organenlehre des Gehirns und Schädels nicht übereinstimmen, oder völlig von ihrer Richtigkeit überzeugt sind; so bleibt doch im Ganzen der Satz wahr: daß die geistige Ausbildung und die Geistestalente des Menschen mit der Form des Gehirns in einem gewissen Zusammenstimmen stehen. Daß aber ferner die Form des Schädels -- die gewaltsame Bearbeitung des kindlichen Hauptes durch Hebammen oder bei den Wilden abgerechnet — ausschließlich von der Form des Gehirns abhänge; ist ein eben so unumstößlicher Satz in Dr. Galls Theorie. Um sich über das Hierhergehörige aus Galls durchaus interressanter Hirnlehre zu orientiren, sind etwa folgende Schriften nachzulesen:

Darstellung der neuen, auf Untersuchung der Verrichtung des Gehirns gegründeten, Theorie der Physiognomie. 3te Aufl. Weimar 1802.

Kritische Darstellung der Gallschen anatom. physiolog. Untersuchung des Gehirn- und Schädelbaues von Wr. Zürich 1802.

Darstellung der Gallschen Gehirn- und Schädellehre von Dr. Bischoff und Hufeland. 2te Aufl. Berlin 1805.

# Druckfehler.

S. 10, Z. 4 von oben lies Natur statt Nutur.
— 12, — 5 : : l. könnte st. konnte.
— 13, — 2 : : l. beweis't st. beweißt.
— 15, — 14, 8 von unten l. Büffon st. Buffon.
— 54, — 1 von oben l. Hirnschale st. Hirnschaale.
— — — 4, 3 von unten l. *Phi-losophes* st. *Phi-sophes.*
— 64, — 14 von unten l. Ratzen st. Katzen.
— 65, — 7 : : l. oft st. ost.
— 68, — 6 von oben l. Federn st. Federu.
— 73, — 6 : : l. das Morai st. den Morai.
— 86, — 9 : : l. Arreoes st. Aerroes.
— 88, — 5 : : l. beweis't st. beweißt.
— 93, — 7 von unten l. Awa st. Ara.
— 101, — 3 : : l. Volkes st. Vol-.
— 103, — 8 : : l. Hemd st. Hemde.
— 110, — 2 : : l. segelnde st. seegelnde.
— 128, — 11 von oben l. von st. vou.
— 129, — 13 von unten l. gemeinschaftliche st. gemeinschaftiche.
— 131, — 5 von oben l. bezeigen st. bezeugen.
— 133, — 8, 7 von unten l. Ursache st. Ursasache.
— 144, — 5 von oben l. nur st. nnr.

## Ueber
# den gegenwärtigen Zustand
## von
# Otaheiti und den Sandwich-Inseln 1).

Umsonst, scheint es, hat die Natur ihren reichsten Segen über Otaheiti, diese Königinn der Südseeinseln, ausgeströmt, umsonst die üppigste und unerschöpf-

1) Wir hielten es für nöthig, die interessanten Bemerkungen, welche Turnbull, in den Jahren 1800 — 1804, auf einer Handelsreise nach der Nordwestküste von Amerika begriffen, über den neuesten Zustand von Otaheiti und den Sandwich-Inseln machte, für die Leser unserer Darstellung der Völker, welche die wichtigen Nachrichten und neuen Ansichten dieses Reisenden wohl ungern vermissen dürften, in einer abgekürzten Schilderung nachzuholen. Der Abriß der Taheitischen Geschichte konnte freilich nicht ganz nach ihm entworfen werden, und ist zum Theil nach Forster, Cook und Wilson gemacht; in-

lichste Fülle ihrer Schätze über Land und Meer verbreitet; vergebens bot die beglückendste der Religionen ihr die Hand, und forderte die, in träge Sinnlichkeit versunkenen, Bewohner auf, den Irrthümern ihres Verstandes, der Lasterhaftigkeit ihrer Sitten zu entsagen, den Lehren der Weisheit und Tugend zu folgen: ihre eigene Thorheit, die Leidenschaften ihrer Großen und die Laster der Europäer stürzen sie unaufhaltsam ins Verderben.

Welcher Glückseligkeit könnte nicht dieses Volk in diesen paradiesischen Gefilden genießen, wenn nicht seine eigne Schuld es daraus vertilgte! Reich belaubte Wälder krönen hier die himmelan strebenden Berge, an deren stolzem Gipfel sich die Wolke weißlich bricht; Wohlgerüche duftendes Gebüsch und frisches saftiges Grün beklei-

---

dessen glaubten wir durch die Zusammenstellung der, in diesen Schriftstellern, zerstreut vorkommenden Nachrichten und vereinzelt erzählten Begebenheiten, die einen entscheidenden Einfluß auf die gegenwärtige unglückliche Lage dieser Insel hatten, dem Leser die Uebersicht dieser Lage zu erleichtern, und ihn dadurch in den Stand zu setzen, die Resultate, auf die er dadurch hingewiesen wird, von selber zu finden.

Turnbulls Reise ist im Jahre 1805, bei Phillips in London, unter folgendem Titel erschienen: *A voyage round the World in the Years 1800 - 1804; in which the Author visited the principal Islands in the Pacific Ocean etc. By John Turnbull.*

det die sanfteren Hügel; in labyrinthischen Krümmungen winden romantische Thäler sich zwischen wild zerrissenen Felsenmassen hin; aus dem innersten Thale ergießen Bäche ihre silberklare Fluth, die bald im schäumenden Wasserfall über schroffe Felsenwände herab stürzt, bald spiegelglatt durch blumige Ufer eilt, und in der waldbegränzten Bucht sich verliert. In allem Schmucke der Pflanzung prangt die Ebene, welche den Fuß der Hügel umschließt. Die wohlthätige Zeugpflanze, die berauschende Awa-Staude, die nährende Aron-Wurzel, die süße Patate, der breit belaubte Pisang, von traubenförmigen Früchten belastet, wechseln mit dichten Hainen des weit schattenden Brotbaumes und des prächtig verbreiteten Ewi's ab, aus dessen dunklem Grün der goldne Myrobalan-Apfel glüht. Ueber sie alle hebt die königliche Palme ihren majestätischen Wipfel empor, und bietet dem lechzenden Wanderer ihren süßen Labetrank. In Wald und Flur und Hain umher ertönt der liebliche Gesang der Vögel, die im schönsten Schmucke der Farben glänzen. Die schimmernde Küste umfließet ein ruhiges Meer, dessen Tiefe einen nie erschöpften Schatz an Fischen und Schalthieren birgt. Auf kaum gekräuselter Fläche hört der Fischer das ferne Tosen der Brandung, die sich in donnernden Wogen am äußersten Riffe bricht. Kühle erfrischende Winde dämpfen die Gluth der Sonne, und durch das reine Blau der Lüfte ergießt sich der strahlendste Tag.

Noch sind es nicht viele Jahre, und die Bewohner dieses herrlichen Eilandes waren so glücklich, lebten so ruhig! Mit der Sonne verließen sie ihr Lager, und eil-

ten dem erfrischenden Bade zu. Dann vergnügten sie sich mit der Bereitung ihrer Zeuge, mit dem Baue ihrer Kanots, oder der Verfertigung ihrer Waffen. Bald vertauschten sie das Vergnügen der Arbeit mit der Ergötzung des Spiels, und Bogenschießen, Wettkämpfe und Schwimmen in der Brandung kürzten die schwindenden Stunden. Oder sie lagerten sich, wenn der Tag heißer ward, in die Schatten ihrer Fruchthaine, und besorgten ihren kunstlosen Schmuck; oder sie erfreuten sich mit Gesang und Flötenspiel, oder horchten dem Gezwitscher der Vögel. Rief der Hunger sie zu Tische; so gewährte ihnen die wohlschmeckende Brotfrucht, die fette Kokos-Nuß, die nahrhafte Yam- und Aron-Wurzel, die süße Patate, der würzige Ewi-Apfel, die köstliche Traube des Pisangs, der erquickende Kokos-Saft ein eben so reichliches als gesundes Mahl. Die schwülere Zeit des Tages war dem Schlummer gewidmet, und der kühlere Abend versammelte sie wieder unter ihren geliebten Bäumen. Bald sangen sie Lieder der Liebe, bald besangen sie die Kriegsthaten der Väter oder ihre eigenen Heldenthaten, bald die Künste des Friedens, bald auch sangen sie ihre Irrfahrten und ihre Abenteuer in entfernten Eilanden, oder die Vorzüge ihrer eigenen Insel und die Pracht ihrer schönen Natur. Oft auch vergnügten sie sich an munteren Scherzen und anmuthigen Tänzen. Ein leichtes Mahl und ein stärkendes Bad beschlossen den frölich durchlebten Tag. So floß, ohne Kummer, ohne Sorgen, ihr Leben in glücklicher Einförmigkeit hin.

Wer sollte nicht mit Wohlgefallen bei dem Glücke dieses Volkes verweilen, wer sollte nicht, wenn je un-

wandelbare Glückseligkeit unterm Monde gefunden werden möchte, sie in den Hütten dieses Volkes suchen! Und doch, wie schrecklich ist das jetzt alles verändert, wie schnell ist nicht aus dem glücklichsten Volke das unglücklichste der Völker geworden!

Jene Ströme von Licht und Kraft, mit denen die Sonne sein Eiland durchdringt, jene üppige Jugendfülle der Natur erzeugten hohe Sinnlichkeit. Wilde Leidenschaften erwachten. Stolz, Herrschsucht und Mordgier erregten Bürgerkriege, Verheerung und Hungersnoth; Aberglaube, Wollust und Völlerei erzeugten giftige Seuchen, heischten Menschenopfer und Kindermord; Eitelkeit, Habsucht und Geiz bewirkten Raub, Verrath und jede Gewaltthat.

Vom wahnsinnigsten Aberglauben bethört, durften seine fanatischen Priester die Religion, diese edelste Gabe der Gottheit, durch Darbringung gräßlicher Menschenopfer entweihen. Jene abscheuliche Gesellschaft der Arreoes konnte durch Wollust, durch Schwelgerei und bacchantischen Taumel das heiligste Gefühl der Natur, die Liebe der Mutter zum Kinde, in dem zart fühlenden Herzen des Weibes ersticken, daß sie mit schaudererregender Kälte ihr kaum gebornes Kind erwürgt. So werden, es ist schrecklich zu sagen! zwei Drittheile der Generation durch ihre eigenen Mütter vernichtet. Seine Könige und Häuptlinge wähnen, alles, was sie umgibt, sey nur für ihren Ehrgeitz und ihre Habsucht geschaffen; die Beglückung ihrer Sklaven kommt ihnen nie in Sinn. Mit beispielloser Wuth und unbegreiflicher Fühllosigkeit haben sie die

schrecklichsten Gewaltthätigkeiten verübt; das Leben von Tausenden ihrer Unterthanen barbarisch hingeopfert, die reichsten Pflanzungen muthwillig niedergebrannt, und die schönsten Distrikte in Wüsteneien verwandelt: bloß weil es ihre Raubsucht und Grausamkeit so wollte. Um das Maß des Unglücks voll zu machen, und allen Jammer auf das versinkende Volk zu häufen, erschienen Europäer an seiner Insel, und brachten ihm: Eisen, Branntwein, Feuergewehr und die Lustseuche! Jetzt durchbrach die rohe Schar der Leidenschaften jeden Damm, stürzte jede Schranke nieder, und wüthet nun mit fessellosem Grimme, bis starre Wildniß die Leichen des unglücklichen Volkes deckt, Otaheiti das schauderhafte Grabmahl aller seiner Bewohner ist!

Es sey dem Verfasser vergönnt, Otaheiti's neuste Geschichte mit schnellen Blicken zu durchlaufen, um in einer kurzen Uebersicht seines gegenwärtigen Zustandes den Beweis für das Gesagte zu führen.

Die ganze Reihe der Unglücksfälle und Gräuelthaten, welche die Otaheitier an den Rand des Verderbens führten, scheint mit einer Revolution in der herrschenden Königsfamilie, und mit der Ankunft der Europäer auf ihrer Insel zu beginnen.

Zur Zeit, als Kapitän Wallis Otaheiti, im Jahre 1767, zuerst entdeckte, war Oammo, im Nahmen seines Sohnes Temarre, Reichsverweser, mit ihm herrschte Oberea als Königinn. Die Eingebornen betrugen sich anfangs sehr freundschaftlich; nur wurden ihre Diebereien den Europäern lästig. Aber bald änderte

sich ihr Benehmen, und sie versuchten, das ihnen verdächtige Schiff von ihrer Küste zurück zu treiben. Doch die fürchterliche Wirkung des Europäischen Geschützes, das in der Ferne tödtete, jagte sie in schneller Flucht in die Gebirge. Bald wurde mit den furchtbaren Gästen ein Stillstand unterhandelt, und dem Blutvergießen folgten die schamlosesten Ausschweifungen, welchen sich das Schiffsvolk mit den Weibern der Insel überließ. Selbst Oberea nahm an diesen unzüchtigen Ergötzungen Theil.

Es läßt sich zwar nicht strenge erweisen; aber doch höchst wahrscheinlich machen, daß das Gift der Lustseuche, die, von der Zeit an, mit zunehmender Wuth ihre Verheerungen über die Insel verbreitete, und so viele Otaheitier ins Grab streckte, durch Bougainville's Mannschaft, im folgenden 1768ten Jahre, dahin gebracht worden ist.

Bald nach Bougainville's Abreise erfolgte jene Revolution, die in ihren Folgen den Insulanern eben so verderblich wurde, als pestartige Seuchen und Europäisches Feuergewehr. Die ganze Insel stand, wie oben bemerkt ist, unter Temarre's Oberherrschaft. Die kleinere Halbinsel war einem Häuptlinge, Nahmens Wahiadua, einem Verwandten des königlichen Hauses, unterthan. Die größere Halbinsel, gewöhnlich in drei Hauptdistrikte vertheilt, die wieder in mehrere kleine zerfielen, war den drei Brüdern Oammo, Happai und Tutaha unterworfen 1).

---

1) Sie trugen nämlich diese Bezirke, als Provinzial-Befehlshaber, von Temarre, als dem höchsten Oberhaupte, zu Lehen.

Happai, in der Verstellungskunst ein Meister, wußte Tutaha's Ehrgeitz zu entflammen, daß er sich mit Wahiadua verschwor: Oammo und Oberea zu stürzen, ihren Sohn Temarre zu entthronen, und die Alleinherrschaft an Otu, Happai's Sohn, zu bringen. Während dessen Minderjährigkeit sollte Tutaha Reichsverweser seyn. Wahiadua, angespornt von demselben Verlangen, landete mit einer zahlreichen Flotte von Kriegs-Kanots in Paparre, Oammo's Residenz-Distrikte, und richtete unter dem Heere desselben eine große Niederlage an. Zu gleicher Zeit machte Tutaha mit den Kriegern von Attahuru und Tettaha einen Angriff auf Oparre, und bemächtigte sich der Insignien der höchsten Gewalt, des königlichen Maro und der Lade des Eatua. Sie wurden im Triumphe nach Attahuru entführt, und, den Kriegsruhm dieses Distriktes zu verewigen, auf dem Morai seines höchsten Gottes, Oro, als Siegstrophäen aufgestellt.

Oammo und Oberea entgingen dem Verderben durch eine zeitige Flucht in die Gebirge. Niedergebrannte Häuser, verwüstete Pflanzungen, ausgeraubte Distrikte, ermordete Greise, Weiber und Kinder bezeichneten den Weg der barbarischen Sieger. Die endliche Bedingung des Friedens war: Oammo solle der Reichsverwaltung, sein Sohn, Temarre, der königlichen Würde entsetzt seyn. Otu wurde Alleinherrscher, Tutaha Verweser des Reichs.

Jetzt ankerte der unsterbliche Cook, auf seiner ersten Weltumschiffung, bei der Insel. Er hatte sich im

Ganzen der Gastfreundschaft der Taheitier zu rühmen; indessen mußte er von dem leidenschaftlichen Hange der Insulaner zum Diebstahle vieles erdulden. Auch sah er, am Land und auf dem Schiffe, jene eckelhaften Ausschweifungen begehen, welchen sich die ausgelassene Sittenlosigkeit der Seeleute mit den Töchtern des Landes so gern überläßt. Eine brennende Begierde nach Eisen, nach Branntwein und Europäischem Tande erstickte in der Brust der Wilden jedes Gefühl für Recht und Sittlichkeit, ließ sie jede List versuchen, jede Art der Unzucht, und jede Gewaltthat begehn.

Tutaha, dessen Ehrgeitz den Schimpf nicht vergessen hatte, den Wahiadua, obwohl ihm zum Vortheile, seiner Familie zugefügt, und dessen Habsucht diesem den blühenden Zustand Teiarrabu's beneidete, verschwendete — nach Cooks Abreise — die von seinen Europäischen Freunden erbettelten Schätze, um die Häuptlinge der großen Halbinsel in sein Interesse zu ziehen. Es gelang ihm. Mit vereinigten Heeren zogen sie nach Teiarrabu, es zu unterwerfen. Happai, der dieses unkluge Unternehmen entweder wirklich mißbilligte, oder der, im Verstellen geübt, seine wahre Gesinnung verhehlte, blieb in Oparre zurück.

Auf der Erdenge zwischen beiden Halbinseln kam es zum entscheidenden Treffen; Tutaha verlor Schlacht und Leben. Otu, der dem Heere seines Vormundes nur gezwungen folgte, entrann dem Tode durch eine schnelle Flucht, und barg sich mit wenigen seiner Gefährten in den steilsten Gebirgen. Der Ueberwinder führte seine

siegreichen Scharen nach Matavai und Oparre. Nachdem diese wilden Horden auf ihrem Zuge die schauderhaftesten Denkmähler ihrer viehischen Grausamkeit hinterlassen, und die schrecklichsten Gewaltthaten verübt hatten, erschien ein Gesandter Wahiadua's im Gebirge, versprach Happai, der nach dem Verluste des Treffens auch dahin entflohen war, sicheres Geleit, und ließ ein Gleiches auch Otu entbieten. Im Vertrauen auf Wahiadua's Wort kamen beide aus ihrem Schlupfwinkel hervor. Es wurde ein allgemeiner Friede geschlossen, und Otu, nach den Bedingungen desselben, zum Könige der ganzen Insel ausgerufen.

Im Jahre 1774 besuchte Cook Otaheiti zum zweiten Mahle. Der Geschmack an Europäischem Spielzeug und Kleinigkeiten und der verführerische Reitz des Eisens wurden wieder Veranlassung zu den verwegensten Diebstählen und unbegränzter Befriedigung der Sinnlichkeit. Die Lustseuche und der Kindermord, die schrecklichen Folgen der letztern, verbreiteten ihre Verwüstung mit steigender Wuth.

Noch während des Aufenthaltes der Schiffe in der Matavai-Bai versammelte sich eine mächtige Flotte von Kriegs-Kanots, um die benachbarte Insel Eumeo feindlich zu überziehen. Das Oberhaupt dieser Insel, Motuaro, von Maheine, einem mächtigen und beliebten Häuptlinge, aus der Insel verjagt, suchte und fand bei seinem Schwager, Otu, Schutz und Unterstützung. Die Expedition lief glücklich ab. Motuaro wurde wieder in sein Königreich eingesetzt; doch genoß er dieses Besitzes nicht lange.

Bei Cooks letztem Besuche, im Jahre 1777, hatte sich Maheine auf's neue gegen Motuaro empört, und ihn gezwungen sich nach Otaheiti zu retten. Eine zahlreiche Flotte ging von daher in See; allein, nachdem sie von Seiten der Aufrührer, in Eumeo, den tapfersten Widerstand gefunden, war man genöthigt mit den Rebellen, unter ihnen sehr vortheilhaften Bedingungen, Frieden zu schließen. Einige der Otaheitischen Häuptlinge legten dem Tohah, dem Anführer der Flotte, den unglücklichen Ausgang des Krieges zur Last; andre dem Zögern des Otu.

Das Feuer der Zwietracht hatte auf dieser unglücklichen Insel schon lange unter der Asche geglimmt, die, durch jene Beschuldigung zur höchsten Erbitterung angefachte, Eifersucht der beiden mächtigen Führer, gab ihm neue Nahrung, und der verderblichste Bürgerkrieg brach bald hernach in hellen Flammen aus. Tohah 1), der die Macht von Tettaha und Attahuru mit Maheinens Scharen gegen Otu vereinigt, war mit abwechselndem Glücke, in dem oft erneuerten Kampfe, bald Sieger bald Besiegter. Durch Maheinens Ermordung neigte sich endlich der Sieg auf Otu's Seite.

Viele Eingeborne hatte der Krieg getödtet; mehr noch tödtete der Hunger und pestartige Seuchen, das schreckliche Gefolge des Krieges. Viele von beiden Geschlechtern waren auch als unglückliche Schlachtopfer der Lustseuche gefallen. Jetzt aber trug sich eine Begebenheit zu, die auf die gänzliche Entvölkerung der Insel den entscheidendsten Einfluß hatte. Kapitän Bligh erschien zu

1) Tohah war Groß-Admiral und Erih von Attahuru.

Otaheiti mit dem Auftrage: die so nützliche Brotfrucht von den Inseln der Südsee nach dem Brittischen Westindien zu verpflanzen. Nachdem das Schiff den Zweck seiner Sendung erreicht, lichtete es die Anker; kehrte aber bald nach Matavai zurück. Fünf und zwanzig seiner Matrosen hatten sich, wohl nicht ohne geheime Aufwieglung der Insulaner, empört, und den Kapitän mit dem ihm getreu gebliebenen Theile der Mannschaft in einem offenen Bothe der Wuth der Wellen Preis gegeben. So wollten sie den Mühseligkeiten des Meeres entgehen, und fern von seinen zahllosen Gefahren auf dem schönsten Eilande der Welt im üppigsten Sinnengenusse den Rest ihrer Tage verschwelgen. Ihr Glück war von kurzer Dauer. Wenige ließen in dem Distrikte Paparre sich häuslich nieder; die meisten segelten einst, um bessere Wohnsitze zu suchen, in der Nacht von Otaheiti weg, und wurden wohl vom Oceane verschlungen.

Bald nach dieser Niederlassung beschloß Pomarre 1) einen neuen Angriff auf Eumeo, wo Motuaro

1) Nach den Grundgesetzen der Otaheitischen Regierungsverfassung erbt die königliche Würde, gleich nach seiner Geburt, auf den Sohn vom Vater fort. Diesen sonderbaren Gesetzen zu Folge ging die Königswürde und der Titel: Otu sogleich auf den neu gebornen Sohn des Otu über; indeß dieser, unter dem Nahmen eines Regenten, seine bisherige Macht und die Verwaltung der Regierungsgeschäfte behielt, und bis an seinen Tod fortfuhr, die höchste Gewalt auszuüben.

die Flammen des bürgerlichen Krieges, der dort mehrere Jahre wüthete, noch immer nicht hatte dämpfen können. Seine Europäischen Gastfreunde wurden aufgefordert, ihn auf diesem Kriegszuge zu begleiten; was sie sich zu thun zwar weigerten, ihn aber doch mit Feuergewehr unterstützten, dessen mörderische Wirkung die Schale des Sieges zum Nachtheile der Empörer senkte, und Motuaro in den friedlichen Besitz der Insel setzte.

Wenige Monate nachher griffen die Distrikte von Attahuru und Tettaha, deren tapfere Einwohner die wachsende Macht der königlichen Partei mit eifersüchtigen Blicken beobachteten, zu den Waffen; konnten aber gegen den kühnen Muth der Europäer, der Alliirten des Königs, und gegen die furchtbare Wirkung ihres Feuergewehres nicht lange Stand halten. Sie unterwarfen sich also zum Scheine, und schlossen einen verstellten Frieden. Der königliche Maro, der Preis des Sieges, ward Pomarren ausgeliefert, und mit Gepränge nach dem Moraj des höchsten Gottes, in Oparre, zurück gebracht.

Zu Anfang des Jahres 1791 wurde Otu, von des-

Nach derselben Sitte hat Otu in der Folge seinen Nahmen mehrmahls verändert, und sich in den letzten Jahren seines Lebens Pomarre genannt. Wir wollen diesen Nahmen, unter dem am häufigsten die Rede von ihm ist, um Verwirrung zu vermeiden, im Verfolg unserer Erzählung beibehalten.

sen Geburt an Pomarre, nach Otaheitischer Sitte, bloß noch Reichsverweser blieb, bei dem großen Morai mit dem rothen königlichen Gürtel, unter Darbringung vieler Menschenopfer, feierlichst zum Könige eingekleidet.

Im folgenden Jahre scheiterte ein Privatschiff, Nahmens Mathilde, in der Nachbarschaft der Societäts-Inseln, dessen Mannschaft sich in Bothen nach Otaheiti rettete. Die Eingebornen beraubten sie aller Sachen von Werth, welche sie aus dem Schiffbruche geborgen hatten; indeß erwählten viele dieser Verunglückten die Insel zu ihrem Aufenthalte, befreundeten sich mit den ersten Familien des Landes, und lebten in Indolenz und im Ueberflusse.

Etwa um das Jahr 1796 bildete sich in England eine Missionsgesellschaft. Ihr Zweck war menschenfreundlich und edel. Sie wollte an ihrem Theile nach Kräften mitwirken, das Menschengeschlecht von dem mannigfaltigen Elende zu befreien, unter dessen Drucke es zu erliegen droht. Sie versuchte es, mit den Bewohnern der Südseeinseln den Anfang zu machen. Im Monat August des genannten Jahres ging aus der Mitte derselben eine Mission nach Otaheiti ab. So freundschaftlich und zuvorkommend man diese anfangs hier auch aufnahm; so konnte sie doch die wohlthätige Absicht ihrer Sendung nur wenig erreichen. Alles, was sie durch Lehre und Beispiel bewirkte, war: daß die unsittlichen Tänze der Insulaner in etwas züchtiger wurden, und in der Nachbarschaft des Missionshauses Sonntags mehr Stille herrschte. Trotz ihrem Bemühen, durch die Lehren

des Christenthums jene abscheuliche Sitte des Kindermords und die grauenvollen Menschenopfer abzustellen, und den Begriffen von dem geheiligten Rechte des Eigenthums Eingang zu verschaffen; verharrten die Insulaner doch mit eiserner Unbiegsamkeit in der wilden Sitte ihrer Väter. Die Missionare kehrten, nach mancher Kränkung und nach manchem Anschlage auf ihr Eigenthum und Leben, nach Europa zurück.

„Aber, warum ist diesen Befreiern von der Grausamkeit des Aberglaubens, warum ist diesen Rettern von den Schrecknissen einer blutdürstigen Religion kein andrer Erfolg zu Theil geworden; warum hat das Verdienst dieser Männer um die Bildung ihrer Mitmenschen zur Humanität kein besseres Gelingen gekrönt?"

Der flatterhafteste Leichtsinn, ein unwiderstehlicher Hang zum gröbsten Sinnengenusse und eine blinde Anhänglichkeit an die fanatische Religion ihrer Väter sind die unvertilgbaren Hauptzüge in dem Charakter der Taheitier. Durch die Furcht und das Mißtrauen einer despotischen Königsfamilie, durch die Hinterlist und die Kunstgriffe einer mächtigen Priesterkaste und durch die Verbindungen und Ausschweifungen jenes schwelgerischen Ordens der Arreoes wurden diese Insulaner in ihrem halsstarrigen Widerstreben gegen jede Neuerung nur noch mehr bestärkt. Auch mochten die Missionare bei ihrem Bildungsgeschäfte wohl den rechten Wege verfehlen, und von Geheimnissen und Unbegreiflichkeiten des Glaubens reden, wo sie in den ersten Anfangsgründen der Kultur hätten unterrichten sollen!

Schien gleich in der letzten Zeit die Macht des herrschenden Hauses so fest gegründet, daß Niemand es mehr wagen durfte, sich gegen Otu's Alleinherrschaft aufzulehnen, beugte es gleich durch den Donner und Blitz der Europäischen Waffen, und durch die Tapferkeit seiner Brittischen Helden 1) beide Halbinseln und Eumeo ins Joch; so trugen doch die kriegerischen Stämme von Attahuru seine Fesseln nur mit Widerwillen, und warteten, ob jetzt zwar außer Stande, auf eine günstige Gelegenheit, ihre Unabhängigkeit gegen ihren mächtigen Gegner auf's neue zu behaupten. Sie fand sich bald diese Gelegenheit, durch Otu's Unklugheit, Rachbegierde und Herrschsucht beschleunigt.

Unter allen Morai's der Insel stehen die des Bezirkes Attahuru im Rufe der größten Heiligkeit. Bei dem verehrtesten derselben werden, seit der Entführung der Reichsinsignien, die Versammlungen der Oberhäupter gehalten, die zahlreichsten Menschenopfer dargebracht, und die feierlichsten Handlungen verrichtet. Hier ist es, wo das Bildniß des Gottes Oro 2), als ein geheiligtes Palla-

1) Die Otaheitier, die gegen die mörderische Wirkung des Schießgewehres und gegen die Regelmäßigkeit eines Europäischen Angriffes nicht lange Stand halten können; halten die Englischen Matrosen für große Helden. Siehe: Turnbull, Thl. II, S. 66.

2) Nach Cook ist der Gott Oro oder Uro in der Lade des Eatua verborgen, oder vielmehr, diese Lade

Palladium der Attahurier und als die schützende Gottheit ihres Distriktes mit religiöser Sorgfalt aufbewahret wird. Kein König könnte als Beherrscher der ganzen Insel anerkannt werden, der nicht bei diesem Morai die letzte und höchste Weihe empfangen hätte.

Aber weder offenbare Feindseligkeiten, noch geheime Ränke, noch gütliche Verhandlungen vermochten die Widersetzlichkeit der Attahurier zu besiegen, als Otu sich dieser, durch die Sitte nothwendigen, Ceremonie unterziehen wollte. Zuletzt begab er sich selbst nach Attahuru, um, sey's durch List, sey's durch Gewalt, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Eben feierten die Attahurier ein Fest. Plötzlich ertheilt Otu seinen Begleitern den Befehl: das Bild des Gottes zu rauben! Diese verrätherische That entflammte die Attahurier zur blutigsten Rache. Wehe dem Unglücklichen von Otu's Gefolge, der diesen Wüthenden in die Hände fiel! Kaum konnte Otu selbst ihren Keulen entrinnen. Das Gebiet des Kirchenräubers wird mit Feuer und Schwert verwüstet, und seine geängstigte Partei muß alle Schrecknisse eines Rachekrieges empfinden. Furcht und Entsetzen ergriffen die Königsfamilie und ihre Sklaven beim Vorrücken der Mordbrennerhaufen; doch Pomarre's

---

Lade geheimnißvollen Inhalts stellt selbst den Gott bloß vor. Dieses Heiligthum besteht aus geflochtenen Fasern der Kokos-Nuß, und hat die Gestalt eines Zuckerhutes, oder kleinen länglichen Kegels. Siehe: Cooks dritte Reise, B. II, S. 192.

Verbündete setzten ihren Zerstörungen endlich ein Ziel. Von ihrem Muthe und ihren Waffen unterstützt übte nun dieser das schreckliche Recht der Wiedervergeltung. Zuletzt wurde, nach langen mörderischen Kämpfen und mühsamen Unterhandlungen, ein Friede zu Stande gebracht, den beide Theile, durch Niederlagen und Siege gleich entkräftet, annehmen mußten, weil Hunger und Seuche ihn zu schließen gebot 1).

Man wollte auf beiden Seiten bloß seine erschöpften Kräfte wieder sammeln, um den blutigen Kampf von neuen zu beginnen, und das verarmte und geängstigte Vaterland auf's neue zu verwüsten. Pomarre suchte seinerseits die mit ihm verbundenen Europäer 2) durch die

---

1) Der Inhalt dieses Friedens war: den Attahuriern wurde das Bild oder die Lade ihres Gottes zurück gegeben, und sie wurden für unabhängig erklärt. Turnb., Thl. *I*, S. 146.

Turnbull will zwar: „sie wären so unabhängig geblieben, wie vor dem Kriege"; allein nach Wilson ist diese Bemerkung unrichtig. So wohl der Distrikt Tettaha als Attahuru mußte sich im vorhergehenden Kriege Otu's Herrschaft unterwerfen, und, dem Frieden zu Folge, den sie durch die Vermittelung der Engländer erhielten, den königlichen Maro an Pomarre ausliefern; nur scheint es, daß die Attahurier, die die königliche Würde mit Widerwillen auf Pomarre und Otu gebracht sahen, sich allen Maßregeln der letztern hartnäckig widersetzten.

2) Auch die Mannschaft von Turnbulls Schiffe ließ

schmeichelhaftesten Versprechungen zu gewinnen. Sie erhielten die Zusage von Weibern, Zeugen, Schweinen und andern, dem Feinde zu raubenden, Kostbarkeiten. Der Begierde nach dem Besitze solcher Schätze konnte die rohe Sinnlichkeit dieser Elenden nicht lange widerstehen, und schnell waren sie wieder gerüstet, ihre Hände in das Blut ihrer Gastfreunde zu tauchen.

Nachdem man auf dem Blutaltare der Götter viele 1) schuldlose Menschen, dem Eatua zum gräßlichen Schmause 2), hin-

---

sich, als sie sich aus ihrem Schiffbruche nach Otaheiti gerettet hatte, durch Pomarre's verführerische Versprechungen bereden, in diesem neuen Kriege für ihn zu fechten.

1) Bei dieser Gelegenheit sollen nicht weniger als zehn bis zwölf Menschenopfer dargebracht worden seyn. Turnb., Thl. *II*, S. 57.

Turnbull begeht übrigens einen Irrthum, wenn er zu glauben scheint, daß man vor ihm der Meinung gewesen: „die Menschenopfer würden von den Priestern nieder geschlagen". Schon Cook bemerkt: „So oft einer von den großen Oberhäuptern, bei irgend einem Vorfall, ein Menschenopfer für nothwendig erachtet, wählt er auch zu gleicher Zeit selbst das Schlachtopfer. Einige seiner treuen Diener überfallen diesen plötzlich, und tödten ihn mit Keulen; oder steinigen ihn". Siehe: dritte Reise, B. *II*, S. 194.

2) Nach der Religionslehre der Otaheitier kommt der Eatua des Nachts, und frißt die Seelen der geopferten Menschen. Cooks dritte Reise, B. *II*, S. 199.

geopfert hatte, wurde der Feldzug gegen die Rebellen — wie die königliche Partei sie nannte — im August des Jahres 1803 wirklich eröffnet. Mit raubgieriger Ungeduld setzten die Horden des Pomarre, mit ihnen zehn Europäer, sich gegen Attahuru in Marsch. Schon zog dieser Heerhaufe drohend zur Schlacht heran; da wurden die Attahurier beim Anblick des furchtbaren Heeres von panischem Schrecken ergriffen, und eilten sich ohne Schwertschlag zu unterwerfen. Pomarre zog, allen künftigen Widerstand unmöglich zu machen, die Güter der vornehmsten Häuptlinge ein, und vertheilte diesen Raub unter seine Kreaturen 1). So müssen endlich alle Distrikte, nach langem verheerenden Kampfe, ihren Nacken ins Joch des Despotismus krümmen; indeß die Tyrannei ihre Habe gierigst verschlingt 2).

1) Turnb. Thl. *II*, S. 60.

2) Nichts soll, nach Turnbull, der Unterdrückungssucht der königlichen Familie gleich kommen als ihre gränzenlose Habgier. Nicht um zu genießen, nur um zu haben, häuft sie in ihren Magazinen Schätze auf Schätze. Wenn jemand, zumahl von dem gemeinen Volke, etwas von Werthe besitzt; so erfährt es der König fast immer von den Ohrenbläsern, die ihn umgeben. Der Artikel wird alsdann für den König verlangt, und der Eigenthümer handelt klug, wenn er ihn gutwillig hergibt. Widerstand wird hier als Rebellion angesehen; demjenigen, der sich ihn zu Schulden kommen läßt, wird dieses gedacht, und es ist nur zu wahrscheinlich, daß er beim nächsten Men-

Bald nach Unterjochung der Attahurier erreichte Pomarre das Ende seiner Laufbahn. Eben im Begriffe seiner Habsucht ein neues Opfer zu bringen; rafft' ihn der Tod plötzlich hinweg. Staatsklug 1), wie sein Vater, war dieser wilde Herrscher, gleich jenem, in der Verstellungskunst ein Meister. Auf das Künstlichste wußte er seine Plane der Habsucht und des Ehrgeitzes anzulegen, mit

---

schenopfer durch die Hände des königlichen Gefolges fällt. Turnb., Thl. *II*, S. 114.

Es ist überhaupt nicht wahr, daß, wie man Cook zu bereden suchte, zu diesen Opfern vorzugsweise Verbrecher oder Landstreicher genommen würden; selbst die heiligen Bande des Bluts und der Freundschaft schützen nicht gegen diesen religiösen Mord.

Turnbull sah hiervon ein empörendes Beispiel. Von einem Vertrauten des Otu, welchen dieser zum Aufseher über einen Distrikt ernannt hatte, wurde ein Menschenopfer verlangt; weil nun der geschmeidige Sklave die Gunst seines Herrn nicht verscherzen wollte, und doch in der Geschwindigkeit kein passendes Opfer finden konnte: so bat er sich den Besuch eines nahen Verwandten aus. Dieser wurde mit der größten Freundschaft und Herzlichkeit von dem verrätherischen Häuptlinge empfangen; aber kaum hatte das arglose Schlachtopfer das Haus seines hohen Gönners wieder verlassen, als der Schurke einem seiner Gehülfen den Befehl ertheilte: ihm zu folgen, und ihn zu ermorden. Turnb., Thl. *II*, S. 137.

1) Turnb., Thl. *II*, S. 67.

vorsichtiger Arglist sie behutsam zu verfolgen, und mit unüberwindlicher Beharrlichkeit langsam, aber sicher, zur Reife zu bringen. Unter dem Nahmen von Geschenken suchte er seine Europäischen Gastfreunde durch die größten Brandschatzungen auszusaugen, und in der heuchlerischen Larve der Freundschaft ihre menschenfreundlichen Zwecke tückisch zu vereiteln. Mit einschmeichelnder Beredsamkeit und durch die lockendsten Versprechungen gelang es ihm, zur Zeit der Noth, seine Brittischen Alliirten zu bestechen, und, so lange die Gefahr drohte, an sein Interesse zu fesseln; weit entfernt, auch nur die geringste Beute ihrer Siege mit ihnen zu theilen, ob gleich ihre erfochtenen Siege seine wankende Herrschaft stützten, und, von ihnen verlassen, sein Thron in Trümmer stürzte. Im Unglücke verzagt, im Glücke stolz und übermüthig; bei dem kleinsten Unfalle zur weibischten Kleinmuth entmannt, bei dem geringsten Erfolge von der schwindelndsten Hoffnung berauscht, seine Siege durch eine grausame Rache befleckend, war dieser Despot, so lange er lebte, der Feind und Unterdrücker seines Vaterlandes, und, vom wilden Feuer der Herrschbegierde, der Habsucht und Wollust verzehrt, ward er vom rächenden Verhängniß vom Schauplatze seiner Verbrechen fort gerissen, als eben das Glück seine kühnste Erwartung mit gänzlichem Gelingen krönte!

Sein Sohn, Otu, ein stumpfsinniger Wüstling, ist der Erbe seiner Ausschweifungen und Laster; aber nicht der Erbe seiner Regententalente. Die allgemeine Unzufriedenheit, welche in den Distrikten, von seinem beleidigenden Stolze und seiner feindseligen Gesinnung

genährt, gegen seine Regierung herrscht, wird den bürgerlichen Krieg mit verstärkter Wuth entflammen, den gesunkenen Muth der Empörer auf's neue beleben, und den Untergang des ganzen Volkes beschleunigen 1). Jene verabscheuungswürdigen Menschenopfer, die wilden Ausschweifungen und der Kindermord jenes Bacchantenordens der Arreoes, der Gifttrank des Awa's 2), die Aqua tofana des Branntweins, das Würgen der Lustseuche, die Mordwaffen, das Raubgesindel und die Verbrecherhorden, welche Europa ihr zusendet 3), werden dann das traurige Schicksal der Insel in Kurzem vollenden. Wo einst Tausende fröhlicher Menschen sich ihres Da-

---

1) Schon jetzt ist das Elend dieses Volkes zu einer fürchterlichen Höhe gestiegen. Cook schätzte seine Anzahl auf 200,000; die Missionare fanden, bei ihrer Ankunft auf der Insel, nur noch 16050 Menschen vor; und nach Turnbull soll die Zahl der ganzen Volksmenge auf 5000 herab gesunken seyn.

2) Nach Cooks Bemerkung war dieses schädliche Getränk, als er die Societäts-Inseln zum ersten Mahle besuchte, auf denselben nur wenig bekannt; besonders in Otaheiti war es eben noch nicht sehr gewöhnlich. Allein bei seiner letzten Anwesenheit hatte es schon unglaubliche Verwüstungen angerichtet, so, daß er viele von seinen alten Bekannten deßhalb kaum wieder erkannte. B. III, S. 419.

3) Wer mit den menschenfreundlichen Zwecken ihrer Gründung nicht bekannt wäre, dürfte durch Turnbulls Nachrichten leicht verleitet werden, zu glauben, daß man die Verbrecher-Kolonien in Bo-

seyns gefreuet, wird bald der Rest eines unglücklichen Volkes verschmachten; wo die Natur ihren herrlichsten Segen verbreitet, wird grauenvolle Verwüstung liegen;

---

tany-Bai nur deßwegen angelegt habe: damit sich von hieraus gelegentlich Diebs- und Räuberbanden über die Inseln des stillen Meeres verbreiten könnten. Mit unverzeihlicher Gewissenlosigkeit erlaubt man Schiffen, die dort anlegen, ihre nicht vollzählige Mannschaft durch verbannte Verbrecher zu ergänzen, die dann, während der Fahrt durch die Gesellschafts- und Freundschaftsinseln, Gelegenheit finden zu entfliehen, und das Europäische Gesindel, das sich auf diesen Inseln umher treibt, mit dem Auswurfe der Menschheit zu vermehren. Turnbull selbst und sein Schiff wurden beinahe ein Opfer dieser Gewissenlosigkeit. Auch er hatte einige Verbrecher von Port-Jackson mitgenommen. Diese entwichen, in der Nacht vor seiner Abreise von Ulietea, auf die Insel, und verschworen sich mit den Häuptlingen derselben zum Untergange des Schiffes. In der folgenden Nacht wurden die Anker gekappt, damit es an die Küste getrieben, und auf den Korallenriffen zertrümmert werden möchte. Da dieser Versuch mißlang, so wurde mit Steinen und Musketenfeuer ein wüthender Angriff auf dasselbe gemacht, und die Mannschaft konnte dem schrecklichen Schicksale, mit welchem die Wilden sie bedrohten, nur nach den Anstrengungen eines vierzigstündigen Kampfes entgehen. Turnb., Thl. I, S. 169.

wo des Lebens Fülle sich ergossen, wird Tod und Verwesung ruhn.

---

Als der große Weltumsegler Cook, im Jahre 1779, unter den Dolchen der Sandwich-Insulaner, bei dem Dorfe Kauraua, fiel, und sie mit Jubelgeschrei seinen wild zerfleischten Leichnam aus dem Mordgewühle fort rissen, wer hätte da gedacht, daß im Jahre 1803 bei demselben Dorfe eine Kriegs- und Handelsflotte ihrer Söhne ankern würde, die Amerika an Asien knüpfet, und Europa's Donner führt! Und doch ist dieß Wunder der Kultur in der Zwischenzeit geschehen. Die Aufzählung oder vielmehr die kurze Berührung dessen, was dieses Wunder bewirkte und erklärt, sey der Gegenstand unserer mit wenigen Zügen entworfenen Schilderung des neuesten Zustandes dieser Insulaner.

Wenn gleich noch vor wenig Jahren Geistesrohheit und Sittenwildheit auf der reitzenden Gruppe der Sandwich-Inseln herrschte; so lagen doch der glücklichste Keim der Geisteskraft und die trefflichsten Anlagen zur Sittlichkeit schon unter jener rauhern Hülle verborgen. Das Licht der Kultur bestrahlte sie; und sie entfalten sich zur schönsten Blüthe!

Schon in der ersten Zeit ihres Bekanntwerdens legten Cook und King ein ehrenvolles Zeugniß für die Geschicklichkeit und die Kenntnisse, für den Gewerb- und Kunstfleiß, für die glücklichen Anlagen und den milden Charakter ihrer Bewohner ab. Einige der wichtigsten

Beobachtungen dieser Reisenden mögen durch merkwürdige Thatsachen ihr Zeugniß mit Beweisen belegen.

Zwischen Kokos-Wäldchen und Brotbaumhainen, die mit üppigem Wuchse prangten, erblickten sie hier Patatten-Aecker, Pisang-Gärten und Zuckerrohrfelder, die mit zierlicher Ordnung bebaut, und in schöner Regelmäßigkeit angelegt, zur Genüge bewiesen, daß die Eingebornen in der ersten der Künste keine Anfänger wären. Dort sahen sie reiche Zeuge, an denen die unendliche Mannigfaltigkeit der Muster und Figuren, die Nettigkeit und Genauigkeit, womit sie ausgeführt, und die originelle Erfindung und bewundernswürdige Auswahl, die in ihnen herrschte, viel Erfindungsgeist und nicht wenig Geschmack verriethen. Ferner bewunderten sie die Zierlichkeit des Flechtwerks und die Verschiedenheit der Farben welche ihren Matten einen so hohen Werth verliehen, daß sie an Dauer, an Feinheit und Eleganz alles Mattenwerk andrer Länder bei weiten übertrafen. Eben so erstaunten sie über die Schönheit und Pracht der Helme und Mäntel, mit denen sich die Häuptlinge schmückten, und die der blendende Glanz ihrer Farben und die seltene Güte und Weichheit ihres Gewebes der kostbarsten Kleidung anderer Völker zur Seite stellten. Auch ihre Nähekunst, die sie unter allen Völkern der Südsee allein noch besaßen, schien des Bemerkens nicht unwerth. So fand man ferner ihre Spieße, ihre Dolche, Keulen und Schleudern, ihre Angelhacken und andren Geräthe sehr sinnreich gemacht. Besonders gefiel ihre zierliche Form und feine Politur, die selbst der Kunst eines Europäischen Künstlers nicht unwürdig waren. Von ei-

ner seltenen Anlage zur bildenden Kunst zeugten ihre mancherlei kunstvollen Bildschnitzereien. Vor allem aber waren ihre Kanots in einem so hohen Grade vollendet, daß sie an Festigkeit und Dauerhaftigkeit, an Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit der Bauart alle Kanots anderer Wilden bei weiten übertrafen, und mit der Schnelligkeit des Delphins über die thürmende Brandung und den Wogenschwung des Meeres im schönsten Gleichgewichte den weiten Ocean durchflogen 1).

Diese großen Fortschritte im Landbaue, und die seltene Vollendung, die sie ihren Kunsterzeugnissen zu geben verstanden, gewannen den Insulanern bald die Achtung der Weltumsegler; mehr noch ihr sanfter und theilnehmender Charakter, der von kindischer Flatterhaftigkeit, von Gleichgültigkeit und finsterem Ernste gleich weit entfernt, für die hohe Kulturfähigkeit dieses Volkes zeugte. Eben so wenig konnten sie ihrer verständigen Auswahl des Nützlichen und Verachtung bloßer Zierathen und nutzlosen Tandes ihren Beifall, und noch weniger der Einigkeit und Freundschaft, in welcher sie mit einander lebten, oder der Zärtlichkeit und Sorgfalt, mit welcher die Aeltern ihre Kinder erzogen, ihre Bewunderung versagen.

---

1) Diese Beschreibung der Kanots der Sandwich-Insulaner ist nach Turnbull entworfen. Er versichert, daß die Kanots dieser Insulaner die vortrefflichsten Segler, und im Stande wären, bei stürmischer See, in einer Stunde 11 bis 12 Engl. Meilen zurück zu legen. Turnb., Thl. I, S. 264.

Auch entgingen ihnen zwei Grundzüge im Charakter dieses Volkes nicht: Liebe zum Gewinn 1) und brennende Wißbegierde. Erstere zeigte sich in ihrem leidenschaftlichen Hange zu Hasardspielen und in ihren hohen Wetten bei den Wettrennen ihrer Knaben und Mädchen; letztere äußerte sich, wenn sie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den, für sie so neuen, Verrichtungen der Europäer zusahen, und mit seltener Einsicht leicht und schnell begriffen, wozu das alles nütze.

Im prophetischen Lichte erschien gleichsam ihre Zukunft, wenn sie die Engländer mit Freudenthränen und mit Beweisen der tiefsten Ehrfurcht empfingen, oder mit Bewunderung und frohem Erstaunen Europäische Kunsterzeugnisse oder die Schiffe ihrer Gastfreunde betrachteten, und ein Gemisch von Freude und Niedergeschlagenheit in ihren Zügen zu sagen schien: Welche göttergleichen Wesen seyd ihr, und wie so gar nichts sind noch wir; aber auch wir sind — Seefahrer!

Die Weihe eines erdumschiffenden Volkes ward ihnen vom Genius der Schifffahrt ertheilt, als sie ihn in einer seiner schönsten Fulgurationen, im großen Cook, göttlich verehrten! Und sie sind ihrer würdig, dieser Weihe! Schon jetzt hat sie der Geist des Handels und der nützlichen Thätigkeit auf eine so bedeutende Stufe der

---

1) Liebe zum Gewinn kann, richtig geleitet, die Mutter großer Thaten werden; wie dieß die Geschichte der Vor- und Jetztzeit beweiset.

Kultur empor gehoben, daß sie den beschimpfenden Nahmen „Wilde 1)“ wohl nicht länger verdienen. Denn sie tauschen nicht bloß Waaren, sie sammeln auch Sitten, Künste, Kenntnisse, Sprachen 2) und Bequemlichkeiten des Lebens von ihren Europäischen und Amerikanischen Handelsfreunden ein. Das Ankern eines Europäischen oder Amerikanischen Schiffes auf ihren Rehden ist für sie das interessanteste Schauspiel, eine Begebenheit an welcher König und Volk gleich innigen Antheil nehmen, ein Ereigniß, das auf das Ganze ihrer Angelegenheiten, und auf ihr rascheres Fortschreiten in der Kultur den wichtigsten Einfluß hat: denn dieses Schiff bringt neue Kaufmannsgüter, neue Zweige des Gewerbfleißes, neue Künste und neue Wissenschaften mit.

Und sie selbst, sie wagen es ihre heimischen Inseln zu verlassen, und durch die Schrecknisse und die Todes-

---

1) Ihr heftiges und leicht aufbrausendes Wesen, vorzüglich aber Cooks grausame Ermordung hätten ihre Entdecker freilich dazu berechtigt, sie für eine wilde Barbarenhorde zu erklären; ob ihnen gleich jetzt ihre großen Fortschritte in den Künsten des Lebens und ihre Empfänglichkeit für jede Art des Unterrichts diesen Nahmen nicht länger verdienen. Zudem wird das tragische Ende ihres verehrten Entdeckers von ihnen jetzt allgemein und tief betrauert. Turnb., Thl. *I*, S. 273.

2) Nach Turnbulls Zeugniß sollen die Sandwich-Insulaner durch ihren Umgang mit Engländern und durch ihren häufigen Verkehr mit der Amerikanischen Küste große Fortschritte in der Engl. Sprache machen.

gefahren des furchtbaren Elements hindurch an der entfernten Küste Nordwestamerika's zu landen, um von hier Waaren und Kenntnisse in ihr Vaterland zurück zu führen, und dann in Ansehen und Ueberflusse zu leben, und den erstaunten Zuhörern die Abenteuer, die sie im fernen Wunderlande und auf der Fahrt bestanden, mit behaglicher Selbstgefälligkeit zu erzählen.

Kaum hatten sie so ihr gutes Glück erprobt, und eine festere Zuversicht zu sich selbst und ihrer Schifffahrtskunde gewonnen, als sie auch schon auf eine kühnere Unternehmung sannen, und sich die entfernteren Marktplätze des reichen China's zum Ziele wählten. In ihren eigenen Schiffen, auf ihren Werften, nach Europäischer Bauart, gezimmert, wollten sie es wagen, durch jene stürmischen, mit Sandbänken und Strudeln besäeten Meere ihren Weg zu suchen, und hofften die Handelsverbindung mit diesem Lande in Kurzem zu eröffnen.

„Aber was mögen denn diese barbarischen, kaum dem Zustande der Wildheit entronnenen, Kaufleute wohl zu Markte bringen?" Für den Produktenhandel haben sie: Sandelholz, Perlenmutter, Perlen; für den Zwischenhandel: Feuergewehre, Schießpulver, Eisenwaaren, Zeuge 1).

Auch scheint der Genius der Schifffahrt und des Handels die herrliche Gruppe der Sandwich-Inseln

1) Alle diese Einfuhrartikel sind entweder als Lohn für allerlei Dienstleistungen, oder auch durch Tausch gegen Erfrischungen, die hierher gekommenen

mit Vorbedacht und Liebe recht in der Mitte des ungeheuer großen Oceans, der zwischen Amerika und Asien fluthet, ausgestreut zu haben; damit sie im Verlauf der Zeiten der Stapelplatz der beiden Welten und der Wohnsitz eines seemächtigen, wie an Schätzen, so an Wissenschaften und Künsten, reichen Volkes würden.

Schon Cook fand die Lage seines neu 1) entdeckten Archipels so vortrefflich, daß er ihn für den bequemsten Erfrischungsort erklärte, der in diesem weiten Oceane

---

Schiffen geliefert wurden, gewonnen worden. Von allen diesen Waaren haben sie größere Vorräthe aufgehäuft, als sie zu ihrer eigenen Consumtion bedürfen. Turnb., Thl. I, S. 269.

1) Nach la Perouse'ns treffender Bemerkung hat zwar Cook für die Völker- und Länderkunde diese Inseln zum ersten Mahle entdeckt; in der That aber doch höchst wahrscheinlich nur zum zweiten Mahle wieder aufgefunden. Nach den Gründen, die dieser Seefahrer aufstellt, wird es fast zur Gewißheit, daß schon der Spanier Gaetan sie, im Jahre 1542, unter dem Nahmen der Königsinseln entdeckte. Weil aber die damahlige Politik der Spanier diese, wie ihre übrigen Entdeckungen in der Südsee, vor dem übrigen Europa sorgfältig verhehlte; so ging sie in der Folge wieder verloren. La Perouse, Theil I, S. 238.

Von dieser Bekanntschaft mit den Spaniern lassen sich die Kenntniß des Eisens, die Kürbiß-

zu finden sey. Schon er bemerkt, daß Schiffe, die zwischen Amerika und Asien segeln, in diesem Inselmeere, das von Acapulco nach den Ladronen auf halbem Wege liege, einen reichen Vorrath an Wasser und Lebensmitteln jeder Art im Ueberfluß erhalten, und von den Beschwerden der langen Reise sich erholen könnten.

Nicht lange nach seinem Tode wurde die Bemerkung des großen Seemanns wahr gemacht. Zwischen China und der Nordwestküste von Amerika hatten Englische Kaufleute das Band des Handels bald nach seiner letzten Reise geknüpft, und öfters bei diesen Inseln angelegt, um Lebensbedürfnisse einzunehmen, und überflüssige Handelsartikel gegen Erfrischungen umzutauschen. Etwas später kamen Amerika's Handelsbienen, auf ihren Zügen durch alle Meere, selbst hierher, und haben seit der Zeit mit den Eingebornen den lebhaftesten Tauschhandel unterhalten, und ihnen neue Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens zugeführt. Dieser Handel gewinnt von Tage zu Tage an Wichtigkeit, und ihre einzige Lage zwischen dem reichen und üppigen Asien und dem unternehmenden Nordamerika muß die Insulaner bald auf das Innigste mit in das Handelsinteresse des großen Staatenbundes verweben. Auch wird ihre Selbstthätigkeit durch das erhöhte Bedürfniß immer kräftiger aufgeregt und so ihre politische und moralische Bildung und wissenschaftliche Entwickelung stets schöner vorbereitet.

Von

maskеn, die Spanischen Mäntel und Helme dieser Insulaner, wohl nicht mit Unrecht? herleiten.

Von noch mehr entscheidendem Einflusse auf die höhere Kultur dieses Volkes war die Anwesenheit einzelner Europäer und Nordamerikaner. So hat Vancouvers Aufenthalt 1) eine denkwürdige und bleibende Veränderung in seinen bürgerlichen, häuslichen und sittlichen Verhältnissen hervorgebracht, und seine wissenschaftliche Ausbildung um Vieles beschleunigt. Schon früher hatten etliche Männer von Geschicklichkeit und Kenntnissen, Amerikaner und Britten, ein Kapitän Stewart, einige Seeleute, Handwerker und Künstler, Nahmens Young, Davis und andere hier ihren bleibenden Wohnsitz gewählt. Sie lehrten, gleich jenen menschenbeglückenden Gottheiten der Alten, die Eingebornen durch den wohlthätigen Einfluß der Künste die Rohheit der Sitten mildern, und den Reitz des Lebens erhöhen. Vorzüglich aber unterwiesen sie sie in der bewundernswürdigen Kunst des Schiffens; wie der kundige Seemann sein Fahrzeug durch Nacht und Sturm und durch das Labyrinth des Riffs, über die drohende Sandbank und die verborgne Klippe sicher zum Hafen hinsteuert.

Aber vor Allen, die auf die Kultur des, aus der Rohheit seiner Väter zur Humanität empor strebenden Vol-

1) Als Kapitän Vancouver in den Jahren 1792 u. 1794 die Nordwestküste von Amerika untersuchte, hielt er sich eine Zeit lang auf den Sandwich-Inseln auf. Von der großen Veränderung, die er in der Lage ihrer Bewohner bewirkte, wird weiter unten ausführlicher geredet werden.

kes durch Kraft und Weisheit wirkten, glänzt sein großer Selbstherrscher Tamahama. Unter einem Volke geboren, das eben aus der langen Nacht der Wildheit hervor trat, das Oberhaupt einer Insel 1), deren chaotischen Zustand die ewigen Zwiste und Fehden ihrer Häuptlinge nur noch mehr zerrütteten, entwarf er den königlichen Plan: sein Volk in Einen Staat zu vereinigen, die Bewohner des gesammten Inselmeeres in Eine Nation zusammen zu ziehen, dieses Eine Gemeinwesen mit dem festen Bande der Kultur zu umschlingen, und diese Nation, durch den umfassenden Blick seines Geistes und die Kraft seines Willens, empor zu heben zu einem an Bildung, an lebendiger Betriebsamkeit, an Wohlstand und Macht reichen Handelsstaate.

Daß seine neue Schöpfung würde und bestünde, mußte er selbst ganz Herrscher seyn; mußte er mit dem Muthe, der Entschlossenheit, der Thatkraft und Kriegskunst des Heerführers, die Beharrlichkeit, die Klugheit, die Fassung und Gewandtheit des Staatsmannes, und die Weisheit und Humanität des Gesetzgebers vereinen. Wenn er wollte, daß seine Nation in der mannigfaltigen Betriebsamkeit des bürgerlichen Lebens, wie in allen Künsten und Wissenschaften vorschreiten sollte; so mußte er sich ihr selbst als Vorbild darstellen. Ob dieß, und in wie fern es ihm gelungen, wollen wir, so weit uns die Regenten- und Feldherrnrolle dieses außerordentlichen Mannes bekannt geworden ist, mit Wenigem erörtern.

---

1) Tamahama war, als er zur Regierung gelangte, bloß König von Owaihi.

In rastloser Thätigkeit und planvoller Beharrlichkeit verfolgt er seine Vergrößerungsentwürfe mit unaufhaltsamer Gewalt. Der größte Theil der Inseln, die sonst andern Oberhäuptern unterworfen waren, wurde von ihm angegriffen und erobert. Mit Mühe waren Atuai und Ohiniau dem Schicksale der übrigen entgangen; ein langer Kampf hatte auch diese erschöpft, und der kühne Eroberer rüstete sich, durch ihre Einnahme die Unterwerfung des ganzen Archipels zu vollenden.

So wie seine Feldherrnkunst das ganze Inselmeer in einen Staatskörper zu verbinden wußte, so verstand es seine politische Klugheit dem Könige von England die Oberherrlichkeit über seine Insel zu übertragen, um sich durch diesen leeren Unterwerfungsakt 1) des Schutzes sei-

1) Tamahama übertrug dem Kapitän Vancouver, als einem Diener und Repräsentanten des Königs von England, die Souverainitätsrechte über Owaihi. Diese Uebertragung fand am 25. Februar 1794 unter vielen Formalitäten Statt. Da Tamahama wohl wußte, daß die Engländer von diesen Souverainitätsrechten ihres Königs, wegen der großen Entfernung und seltenen Erscheinung ihrer Flagge an seinen Inseln, keinen sonderlichen Gebrauch machen würden, er über dieß auch bald in den Stand zu kommen hoffte, daß er, wenn es sein Interesse erforderte, sich dieser Oberherrlichkeit wieder entziehen könnte; so war seine Absicht bei dieser Ceremonie wohl keine andre: als sich des Brittischen Schutzes und der Begünstigungen der Engländer dadurch

ner mächtigen Freunde, der Engländer, zu versichern. Auch fand es der weise Regent nicht unwichtig, Young und andre Europäer an sein Interesse zu fesseln, um durch die Verbindung mit ihnen für die bürgerliche und militairische Verwaltung neue Hülfsquellen hervor zu rufen.

Aber es war nicht bloß seine Sache, sein Volk in Ein bürgerliches Gemeinwesen zusammen zu fassen; er mußte auch mit kluger Hand die Macht seines aufkeimenden Staates fester begründen. Die Quelle des politischen Lebens ist für diesen Staat — die See. Eine Seemacht zu schaffen, und durch sie das Daseyn, den Flor und die Zukunft seiner Schöpfung zu sichern, war sein höchstes Interesse. Und diese Seemacht mußte eine Europäische seyn; wenn sie dem Auslande Achtung, der Nation Vertrauen, dem Staate Kräfte einflößen sollte. Mit staatskluger Besonnenheit wußte er Vancouvers Anwesenheit und Begünstigung zu seinen Zwecken zu nutzen. Dieser Weltumsegler legte im Jahre 1792 den Kiel zu seinem ersten Schiffe. Aus diesem leichten Fahrzeuge ist durch Tamahama's Genie, seine Gewandtheit im Auffassen fremder Ideen, rege Thätigkeit und Reichthum an Hülfsmitteln in Zeit von wenig Jahren eine Kriegs- und Handelsflotte empor geblüht, welche die unerschütterlichste Stütze seiner Herrschaft, die nie versiegende Quelle des Nationalreichthums und das festeste Bollwerk sei-

zu versichern, um Mittel in die Hände zu bekommen, seine Eroberungsplane desto nachdrücklicher ins Werk zu setzen.

nes Inselstaates zu werden verspricht 1). Schon führen seine Schiffe Kanonen, sind zum Theile mit Kupfer beschlagen, und tragen von fünf und zwanzig bis funfzig Tonnen Last 2).

---

1) Die so einzige Handelslage dieser Inseln zwischen dem großen Staatenvereine von Nordamerika und den reichsten Asiatischen Ländern, kann ihnen in Zukunft, wenn das Schicksal es will, ihre Stelle neben den ersten Seemächten anweisen.

2) Diese Flotte sichert Tamahama nicht nur das Uebergewicht über die zerbrechlichen Kanots seiner Nachbarn, sondern verschafft ihm auch die Mittel, seine Krieger in entferntere Länder über zu setzen. Einige seiner Fahrzeuge dienen zu Proviantschiffen, welche zum Unterhalt seiner Krieger Lebensmittel von einer Insel zur andern führen; während er von den größern einen kriegerischen Gebrauch macht, und sie gelegentlich mit einigen leichten Kanonen bewehrt. Turnb., Thl. I, S. 257.

Wer übrigens Tamahama's Kriegs- und Handelsschiffe, die noch großen Schoonern gleichen, an Kriegsschiffen von 100 Kanonen spottend zu messen Lust hätte, der wolle Peters des Großen Both, den Ahnherrn der Russischen Kriegs- und Handelsflotte, nicht dabei vergessen. Dieses ward im Anfange des vorigen Jahrhunderts gebaut; und jetzt umschiffen die Russen die Welt, und ihre Flaggen wehen auf dem Schwarzen und Baltischen Meere.

Eine andere Nationalstütze sucht Tamahama seinem werdenden Staate in einem stehenden Heere zu geben. Der Keim dieses Heeres, das bald, als ein mächtiger Baum, die Nation in seinem Schatten beschützen kann, ist schon gelegt. Schon sind Tamahama's Leibgarden auf Europäische Weise bewaffnet, mit Europäischer Kriegskunst und Mannszucht vertraut 1).

Da nichts die Fundamente eines Staats so gefährlich unterwühlt, als das anarchische Bestreben seiner Großen; so hält Tamahama, durch einen Aufruhr, der sich einst in seiner Abwesenheit entzündet, vor der Gefahr gewarnt, seine Befehlshaber und Häuptlinge, mit weiser Politik, um seine Person versammelt, und läßt sich von ihnen auf seinen Reisen und Feldzügen begleiten, wohl wissend, daß das Volk, wenn es keinen Aufwiegler findet, für sich und seine Bedürfnisse, und nicht für die angemessenste Form der Staatsverfassung sorget. Gewohnt, seinen Unterthanen streng zu gebieten und die tiefste Unterwürfigkeit zu finden, wußte er den Ausschweifungen und dem Uebermuthe einiger Verbrecher aus Botany-Bai, die sich auch hier einzuschleichen wagten, ein schnel-

---

1) Tamahama's Leibgarden, die man in gewisser Rücksicht als regelmäßige, disciplinirte Truppen betrachten kann, ziehen auf die Wache, und lösen einander ab, wie in Europa, indem sie, wie es auf den Schiffen üblich ist, jede halbe Stunde rufen: „alles steht gut!“ Ihre Uniform ist ein blauer Ueberrock mit gelben Aufschlägen. Turnbull, Thl. I, S. 258.

les Ziel zu setzen, und sie aus arbeitscheuen, streitsüchtigen, gesetzlosen Landstreichern in friedliche und thätige Ansiedler zu verwandeln.

Tamahama's Aufmerksamkeit und Klugheit umfaßt, wie das große Ganze seines Planes, so auch dessen einzelne Theile. Sein Volk zum ackerbauenden, zum gewerbfleißigen, zum handelnden Volke zu erziehen, hält er's für seine Herrscherpflicht, ihm in den mancherlei Gewerben des bürgerlichen Lebens durch sein Beispiel vorzugehen, und dessen Eifer durch eigne kluge Betriebsamkeit zu beleben.

Er ist der erste Kaufmann seines Volkes. Kein Europäischer Handelsmann versteht mit mehr Gewandtheit und Vorsicht einen Handel zu schließen, noch mit mehr Feinheit und Kenntniß die Preiswürdigkeit einer Waare zu untersuchen, oder ihren Werth zu bestimmen, als er. Daß treue und pünktliche Erfüllung des gegebnen Wortes die Seele des Handels sind, konnte seinem Scharfblicke nicht entgehen. Mit religiöser Gewissenhaftigkeit und unverbrüchlicher Treue hält er daher über der Heiligkeit seiner Verträge, und will lieber seine Besitzungen verheeren sehen, als diesen Verlust durch Verletzung seiner Zusage abzuwenden suchen 1). Selbst hielt

1) Als einen Beweis von der Treue, mit welcher Tamahama seine Verbindlichkeiten erfüllt, kann man sein Verhalten in Ansehung der Hausthiere, die von Vancouver auf die Sandwich-Inseln gebracht wurden, anführen. Die Bedin-

er es nicht unter seiner Königswürde und dem guten Nutze seines Volkes ersprießlich; wenn er sich von Europäern, die in den Häfen seiner Inseln ankerten, Zeugnisse seines Wohlverhaltens geben, und dadurch seine Redlichkeit und Dienstbeflissenheit eine Zeit lang beurkunden ließe.

Auch wird sein Beispiel seine Unterthanen bald lehren, die rohe Hütte des Wilden gegen die künstlich gezimmerte Wohnung des Europäers zu vertauschen, und da prachtvolle Städte zu gründen, wo jetzt noch ärmliche Dörfchen stehn. Schon bewundern die Eingebornen die Pracht seines königlichen Pallastes, den ihm Europäi-

sche

---

gung, unter welcher diese den Insulanern überlassen wurden, war, daß sie binnen einer bestimmten Reihe von Jahren an keins derselben Hand legen sollten. Diese Bedingung ist, bis diese Zeit zu Ende ging, auf das gewissenhafteste erfüllt worden, und diese Thiere sind demnach so verwildert, daß keiner der Eingebornen es wagt, sich ihnen zu nähern. Sie streifen in unangetasteter Freiheit herum, haben die Verzäunungen der Felder nieder gerissen, die Gewächse zertreten und vielen andern Schaden gethan. Ob aber gleich die Eingebornen auf diese Weise durch ihre Verheerungen großen Verlust erlitten haben: so haben sie doch die Bedingung, unter welcher sie ihnen ursprünglich gegeben wurden, mit unverbrüchlicher Treue beobachtet. Turnb., Thl. I, S. 275.

sche und Amerikanische Werkmeister auf Mauwi erbauten 1).

Und bald wird durch sein Bemühen der Landbau schöner aufblühn, und da goldne Aernten winken, wo jetzt noch öde Wüsten liegen. Neue Gewerbe, neue Künste und Wissenschaften werden aus dem Bedürfniß und Ueberflusse des Ackerbaues empor keimen, und der Handel wird, mit sorgsamer Hand gepflegt, reiche Früchte bringen. Reichthum wird der sinnreichen Erfindung ein mächtiger Sporn und jeder glücklichen Anstrengung des Geistes. Allseitige Entwicklung wird dann erfolgen, und Männer aus der Mitte dieses Volkes hervor gehn, welche die große Sache der Menschheit begeistert, die innigst fühlen für Wahrheit und Recht. Sie werden die Fackel der Aufklärung über die weit verbreiteten Inselmeere tragen, deren Bewohner ihnen verwandt sind an Religion, an Sitte, Verfassung und Sprache. Und schnell wird über diese Archipele das belebende Licht der Kultur sich ergießen; der Rohheit grauenvolle Nacht mit eiligen Schritten entfliehn. Wolle das Schicksal es lenken, daß sie ihnen bald sich nahe, der Humanität goldne Zeit!

Wie die Königinn des Tages strahlet vom Aufgang, und Freude und Leben spendend zum Aufgange wieder

---

1) Sein Pallast ist nach Europäischer Bauart von Backsteinen erbaut, und hat Glasfenster; denn er hat Europäische und Amerikanische Handwerker von jeder Art bei sich. Turnb., Thl. 1, S. 251.

kehret; so umwandelt die menschenbildende Göttinn die Erde. Am Morgen der Zeiten ging sie hervor aus der Menschheit Wiege, mit der Kultur manchfachen Banden die Völker der Erde umschlingend, und am Abend der Tage kehret sie zur Wiege der Menschheit zurück!

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stuart, Martinus, 1765-1826

Der Mensch, wie er erscheint oder Darstellung aller Völker der bekannten Erde aus dem Holländischen

Bd.: 1,1

Crefeld (1806)

Res/H.g.hum. 216 m-1,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10445944-8